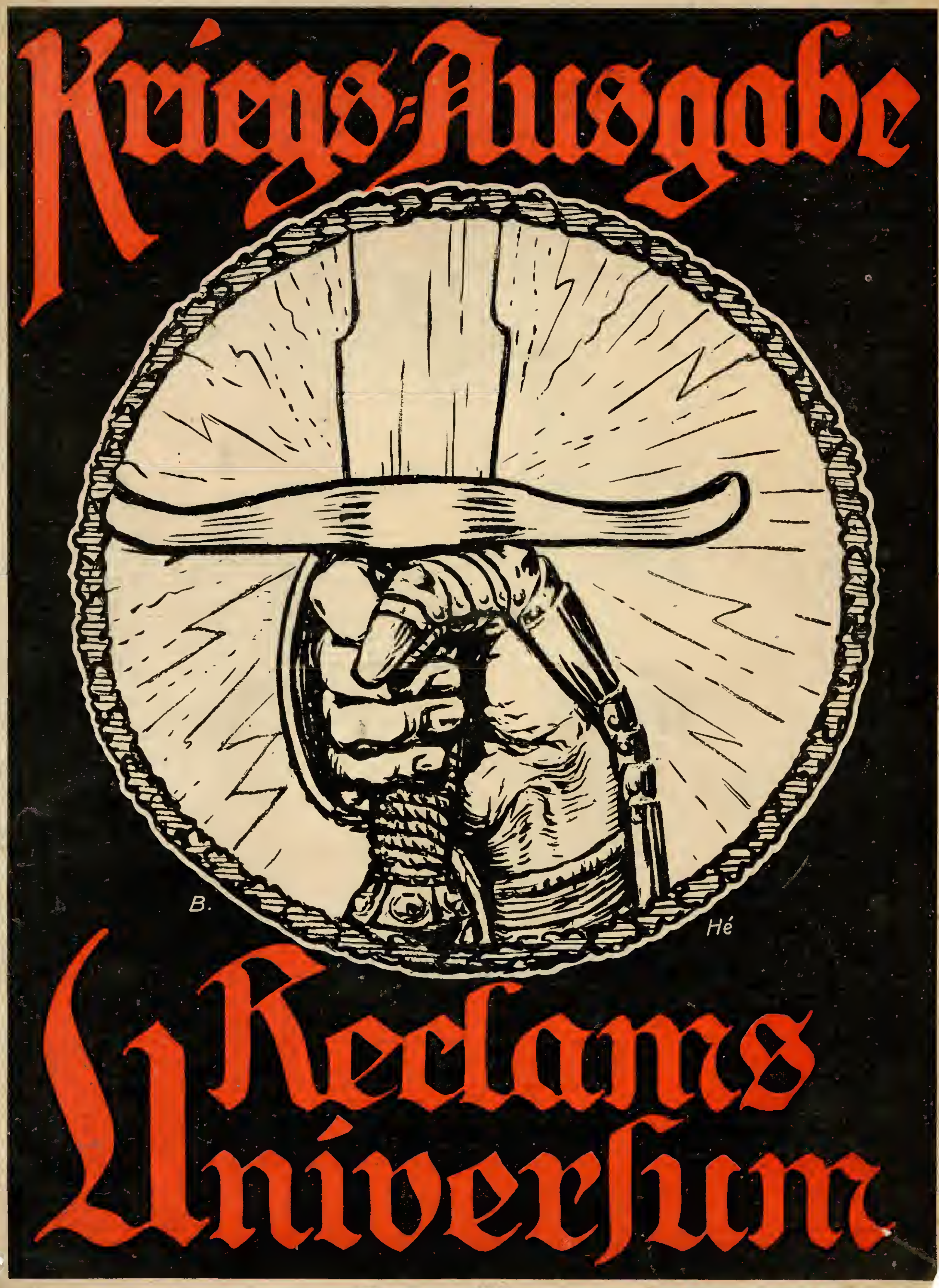
30. Jahrgang. 10. September 1914. Heft 50.



Mit der Unterhaltungsbeilage
Roman-Bibliothek

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr
bei Vorauszahlung vierteljährl. 4 Mk.

Unsere Kunstbeilagen.

Unser aller Empfinden ist so auf Kampf und Krieg eingestellt, daß unsere Kunstbeilagen ganz besonders zu unseren Lesern sprechen werden. Das „Gebet vor der Schlacht“ gibt eine vom Verlag R. Voigtländer in Leipzig herausgegebene Steinzeichnung von F. Müller-Münster wieder, eine Schöpfung von ergreifender Schlichtheit und Größe. Auf dem Schneefeld, über dem sich der grauverhangene Wetterhimmel wölbt, knien sie nieder, die wetterharten, schlachterprobten Kämpfer, um vor dem Beginn der Schlacht ein Gebet zu sprechen, das für manchen wohl das letzte sein wird. Auch der Fahnenträger hat die Fahne gesenkt und der Hauptmann faltet die Hände über seine Sturmhaube. Eherne Entschlossenheit und todbereiter Mut prägt sich auf den ernsten Gesichtern der rauhen Krieger aus, fest halten sie die Lanzen umklammert, die, ein eiserner Wald, das Schlachtfeld überragen. Meisterhaft ist es dem Künstler gelungen, eine weihevolle Stille in sein Bild hineinzutragen — eine Stille, die nach wenig Augenblicken dem tosenden Lärm der Schlacht weichen wird. Dann werden die Waffen sich senken, dann wird die Luft schwirren von Hieb und Stoß und der Boden erzittern unter wuchtigen Tritten, und ein jeder dieser rauhen Krieger wird mit heißer Inbrunst und todesmutig kämpfen für Glauben und Heimat. — Hat Müller-Münster die Stimmung vor dem Beginn der Schlacht festzuhalten gewußt, so führt uns Joanowitch in seinem Gemälde „Germanensturm“ mitten hinein in das Getöse des Kampfes. In wütendem Ansturm werfen sich die grimmen Teutonen auf die Legionen römischer Söldner, mit jener wilden Kampfluft und kühnen Todesverachtung, die der Schrecken der kriegsgeübten Kohorten war, deren strategische Kunst in den Wäldern und Sümpfen des Teutoburger Waldes so völlig versagte. Aus Schluchten und Waldesdickicht drangen die blonden Barbaren auf den Feind ein, keilförmig, seine Reihen durchbrechend und zersprengend. Der Künstler hat die Wucht eines solchen Angriffes packend zum Ausdruck gebracht. Man fühlt es, diesem „furor teutonicus“ gegenüber hilft kein Widerstand, und die Waffen der Germanen bringen Vernichtung selbst dem übermächtigen Heere des Feindes.

Beachtenswerte Mitteilungen.

Kriegserfrischungen. Zu denjenigen Nahrungsmitteln, denen die Wissenschaft eine besondere Nährkraft zugesprochen hat, gehört vor allen Dingen die Schokolade. Sie hat sich schon in früheren Kriegen trefflich bewährt und sie wird in den kommenden Zeiten im Felde eine noch größere Rolle spielen. Sie nimmt wenig Platz ein und läßt sich darum leicht im Tornister verpacken. Auf anstrengenden Märschen unterdrückt sie nicht nur das Hungergefühl, sondern beugt auch der vorzeitigen Erschlaffung vor. Diesem Umstande Rechnung tragend, hat die bekannte Schokoladenfabrik von Gebrüder Stollwerk A.-G. in Köln eine besondere Abteilung, die K.-Abteilung, eingerichtet, bei der Bestellung auf Nachsendung nicht nur von guter Schokolade, sondern auch von erfrischenden Pfeffermünz-Pastillen an die im Felde stehenden Soldaten angenommen werden. Die K-Abteilung und alle Geschäfte, die Stollwerckſche Waren führen, versenden diese Kriegs-Erfrischungen in frankierten Feldpostbriefen von etwa 225 g und zwar auf Wunsch nur Schokolade oder nur Pfeffermünz oder auch beides abwechselnd oder beides gemischt. So ein Doppelbrief kostet mit 20 Pf. Porto 1 Mark. Außerdem bringt die Firma auch kleinere etwa 50 g schwere Feldpostbriefe in den Handel, die keiner Portopflicht unterworfen sind und nur 20 Pf. kosten. Wir machen auf die heutige Anzeige der genannten Firma aufmerksam, aus der alles Nähere hervorgeht.

Der Feldpostbrief ist unvollständig, wenn nicht einige Schachteln der echten Kola-Pastillen-Dallmann (Dallkolat) beiliegen. Sie bilden für unsere Väter und Söhne draußen im Felde ein willkommenes Anregungs- und Stärkungsmittel zur Überwindung der Kriegsstrapazen und sind deswegen auch von jedem Soldaten sehr begehrt. Es lassen sich 4 Schachteln Kolapastillen Dallmann nebst Brief für 20 Pf. verschicken. Jede Apotheke und bessere Drogerie eventuell auch die Firma Dallmann & Co. in Schierstein a./Rh. (gegen Voreinsendung des Betrages von 4 Mark und 20 Pf. Porto) übernimmt nach genauer Angabe der Truppenzugehörigkeit des Empfängers den direkten Versand.

Billige, gute Nahrungsmittel werden jetzt in allen Familien gesucht. Da sei auf die Mehlspeisen, Puddings und Suppen hingewiesen, die einfach und billig aus Dr. Oetkers Puddingpulvern und Dr. Oetkers „Gustin“ hergestellt werden können. Der Gehalt an knochenbildenden Salzen macht diese Oetker-Speisen zu einem hochwertigen Nahrungsmittel für Jung und Alt, für Gesunde und Kranke. Der Umstand, das Gustin ein deutsches Fabrikat ist, sollte die Hausfrauen schon aus patriotischen Gründen bestimmen, stets Gustin statt des englischen Fabrikates Mondamin zu verwenden.

Reclams Universum

30. Jahrgang **Heft 50** 10. Sept. 1914

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Für unsere Frauen.

Romanbeilage.

Beachtenswerte Mitteilungen. Für Küche und Haus.

Man abonniert Reclams Universum bei Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte à 35 Pfg. = 45 Heller = 50 Cts. = 21 Kop. — Im Quartalsabonnement (ohne Zustellungsgebühr) 13 Hefte 4 Mark = 5 Kronen = 5.35 Franken = 2.40 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 8 Mark einschließlich Porto.

Luxus-Ausgabe:

Jährlich 52 Hefte à 60 Pfg. = 75 Heller = 80 Cts. = 35 Kop. — Pro Quartal (ohne Zustellungsgebühr) 6 Mark = 7.20 Kronen = 8 Franken = 3.60 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 11.50 Mark einschließlich Porto.

Gebet vor der Schlacht.

Nach
der farbigen Künstler-
steinzeichnung von
F. Müller-Münster.



Mit Genehmigung von R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Größe des Originals 100 × 70 cm.



Das unüberwindliche Deutschland.

Von Hermann Müller-Bohn.

Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu.
(Max v. Schenkendorf.)

Angesichts der fortwährenden Siege der deutschen Truppen, die in einem unerhörten Sturmlaufe in fabelhaft kurzer Zeit die Tore nach Frankreich gesprengt und wie ein brausender Orkan alles vor sich niedergeworfen haben, erscheint es fast wie eine Überflüssigkeit, von der Unüberwindlichkeit Deutschlands zu sprechen. Allein wir sind nun einmal Angehörige der wegen ihrer „pedantischen Gründlichkeit“ allenthalben bespöttelten Nation, und wir sind in diesem Augenblicke stolz auf diese Gründlichkeit, die letzten Endes die Ursache von unseren Erfolgen ist. Wir lassen uns weder durch vorübergehende Mißerfolge unsere Tatkraft lähmen, noch durch einen vorzeitigen Siegesrausch uns in Sicherheit wiegen. Wir wissen, daß uns noch schwere Kämpfe im Westen und noch schwerere im Osten bevorstehen, aber wir leben, um mit den begeisterten Worten Gneisenaus zu reden, „in der beseligenden Überzeugung, daß wir nie wieder unter die Botmäßigkeit irgendeines Volkes kommen können, denn die gesamte Nation nimmt teil am Kampfe. Sie hat einen großen Charakter entwickelt, und damit ist man unüberwindlich“.

Aber gerade weil wir als Deutsche gewohnt sind, alles unter dem Gesichtspunkte des Ewigen aufzufassen, wollen wir die Unüberwindlichkeit Deutschlands noch aus anderen, für uns heilig gewordenen Dingen herleiten: aus den Lehren der Geschichte. Ja der Geschichte! Bei der glanzvollen Feier des 50jährigen Bestehens des „Vereins Berliner Presse“ hat Adolf v. Harnack, der berühmte Gelehrte, im vorigen Jahre das Wort ausgesprochen, daß das moderne Geschlecht sich wieder mehr um die Geschichte seines Vaterlandes kümmern müsse. Das ist ein großes und kluges Wort gewesen. Das junge Geschlecht ist in die glanzvolle Entwicklung Deutschlands, die in den schweren Kämpfen der deutschen Einigungskriege erstritten worden ist, ohne Kampf und Arbeit eingetreten; es hat sie als etwas Selbstverständliches hingenommen und dabei vergessen, welche unendlich schweren Opfer sie gekostet hat. Die Geschichte ist Lehrmeisterin und Trösterin zugleich. Niemals zeigt sich diese ihre Aufgabe eindringlicher, als in so großen und schweren Zeiten wie den gegenwärtigen. Sie erhebt uns durch ihre großen Beispiele in den Augenblicken der Niedergeschlagenheit; sie bewahrt uns in den Augenblicken der Siegesstimmung vor Überhebung und eitler Prahlerei. Sie zeigt vor allem dem von acht Feinden bedrohten, von allen Seiten arg bedrängten Deutschland aus den wie mit heiligen Runen in ihre unvergänglichen Bücher eingetragenen Taten und Ereignissen, daß, wo immer im Lauf der Jahrhunderte ein Volk um seine heiligsten Güter, um seine Freiheit und Unabhängigkeit gerungen, es ihm gelungen ist, seiner Bedränger Herr zu werden, wenn es einig zusammen gestanden und alle seine geistigen, sittlichen und physischen Kräfte zusammengefaßt hat. Das kleine, heldenhafte Volk der Schweizer, die Griechen in ihrem Freiheitskampfe, die Nordamerikaner in ihrem Unabhängigkeitskampfe gegen England sind Beweise für die erfolgreiche Durchführung von Kriegen, die nur durch die Wucht des vaterländischen Gedankens, nur durch das einmütige Zusammenhalten aller Kräfte zum Siege führten.



Eine deutsche Siegestrophäe. In München ist die erste erbeutete französische Fahne ausgestellt. Sie wurde von den Bayern dem 309. französischen Linienregiment abgenommen und trägt die Inschrift „Ehre und Vaterland“.



Transportschiffe für Verwundete in Berlin (siehe auch die Abbildung unten).

langen Schlachtschwertern, mit den herabgewälzten und geschleuderten Steinen die geharnischten Ritter überwältigten. Als fast dreiviertel Jahrhunderte später Herzog Leopold III. noch einmal versuchte, die Schweizer in ihre alten Dienstverhältnisse zu zwingen, da griffen sie wieder getrost hinauf in den Himmel und „holten ihre ewigen Rechte herunter, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst“; da war's, wo in der Schlacht bei Sempach ein schlichter Mann aus Unterwalden, Struthan von Winkelried, um in die schier uneinnehmbare Eisenmauer der geharnischten habsburgischen und schwäbischen Ritter eine Bresche zu legen, mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen, sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ mit starkem Arm so viel Lanzenspitzen erfaßte und in seine gewaltige Brust drückte, daß der Weg für seine Brüder frei wurde, die nun mit furchtbarem Zorn, mit unwiderstehlicher Wucht in die geöffneten Reihen der stolzen Ritter brachen und sie mit Schwert und Kolben niedermähten, daß es fast kein Schloß, keine Burg in habsburgischen und schwäbischen Landen gab, wo nicht Trauer eingekehrt war.

Die Schweizer — um nur ein Beispiel näher auszuführen —, die Schweizer Hirten und Bauern wurden ihren Bedrängern, den habsburgischen Rittern und Herren, gefährlich, als sie den festen Bund der Schweizer Eidgenossenschaft geschlossen. Wir wissen es nicht bloß durch den Mund unseres größten deutschen Dichters, wie sie ihrer Bedränger Herr geworden, wie sie die Burgen ihrer Peiniger, der Vögte, brachen, der Geßler und Landenberg, wir wissen es aus den unwiderleglichen Akten der Geschichte, wie 1315 bei dem Paß von Morgarten die Schweizer Bauern zu Fuß mit ihren Hellebarden, Morgensternen und

Aber wir können bei unserer eigenen Geschichte bleiben. Sie zeigt gerade dem deutschen Volke, das — zu seinem eigenen Schaden — immer so gern zur Sonderbündelei neigte: immer, wenn es im Gefühl seiner eigenen Kraft des Stammesgenossen entbehren zu können glaubte, ja ihn befehdete, dann wurde es eine Beute ausländischer Mächte: immer aber, wenn eine machtvolle Persönlichkeit, ein gewaltiger Kaiser die Stämme seines Reiches mit gewaltiger Hand zusammenfaßte, waren sie mächtig, waren sie siegreich. Karl der Große war der erste deutsche Kaiser, der diesen Gedanken mit seiner gewaltigen Per-

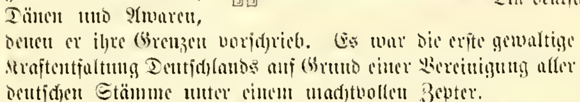


Innenansicht eines Transportschiffs für Verwundete. Die Schiffe, sieben an der Zahl, die von den Wasserbauämtern Köpenick und Fürstenwalde der Militärverwaltung unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurden, dienen zur Überführung in Berlin eintreffender Schwerverwundeter nach Ortschaften mit Wasserverbindung. Diese Beförderungsart ist für Schwerverwundete die denkbar günstigste. Jedes Fahrzeug bietet Raum für 30 bis 40 Personen. Im Friedenszeiten dienten die Schlafprähme den bei Baggerungen und Kanalbauten beschäftigten Arbeitern als Wohnung.

sönlichkeit in die Tat umsetzte. **Ein Herr, ein Reich, eine Kirche!** Das war das große leitende Ziel seiner Staatsweisheit, das er mit der ganzen eisernen Gewalt seines Willens gegen alle Widerstrebenden durchsetzte. So unterwarf er die Longobarden, die Sachsen, die Bayern und zog mit waffenstarrender Macht und glänzendem Gefolge in Pavia ein. Mit den unterworfenen deutschen Stämmen vereint, schützte er, der Schrecken seiner auswärtigen Feinde, das gewaltige Deutsche Reich durch seine Angriffskriege auf Sarazenen und Slawen, Dänen und Awaren,



Ein deutsches Panzerschiff im Feuer. Phot. A. Renard.

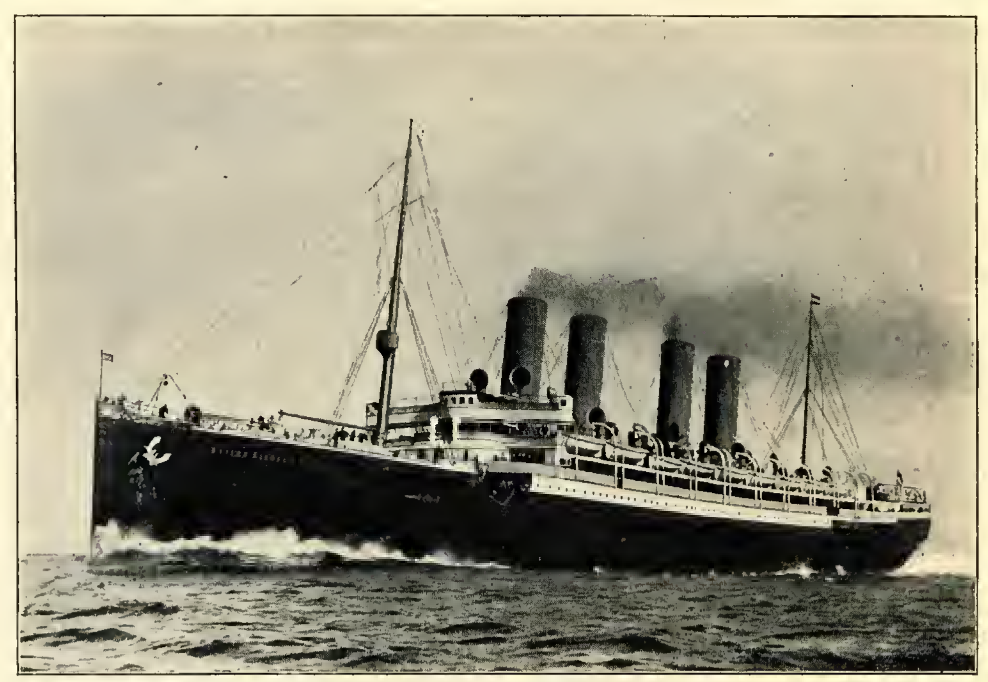


denen er ihre Grenzen vorschrieb. Es war die erste gewaltige Kraftentfaltung Deutschlands auf Grund einer Vereinigung aller deutschen Stämme unter einem machtvollen Zepter.

Und alle die großen Kaiser, die in der deutschen Geschichte hervorragen, haben die Aufgabe ihres Lebens darin erblickt, die immer wieder auseinanderstrebenden deutschen Stämme zu einen und Deutschland zu einer großen, nach außen hin starken Macht zusammenzuschweißen. Allen voran die Sachsenkaiser Heinrich I. und Otto der Große. Immer erst, wenn sie mit starker Hand die ungebärdigen, nach eigener Freiheit strebenden Herzöge niedergeworfen und zu gemeinsamem Handeln gezwungen, immer erst dann konnten sie sich ihrer auswärtigen Feinde, der westwärts vordringenden Slawen und der wilden Ungarn, mit Erfolg erwehren und sie in entscheidenden Schlachten mit blutigen Köpfen heimschicken, daß sie das Wiederkommen vergaßen.

Während der langen öden Jahrhunderte des deutschen Wahlkaisertums und der Herrschaft der Habsburger, die ohne Rücksicht auf das Deutsche Reich nur nach Vergrößerung ihrer Hausmacht strebten, war der deutsche Reichsgedanke gänzlich in Vergessenheit geraten. Den Fürsten war mit einer Zusammenfassung aller deutschen Stämme zu einem großen mächtigen Ganzen nicht gedient. Sie hatten nur an möglichst schwachen, besitzlosen Kaisern ein Interesse. Der langsame Verfall der Kaisermacht, die Zwistigkeiten der Fürsten und Herzöge, die sich untereinander heftig befehdeten, führten zu einer völligen Ohnmacht des Reiches, bis es 1806 unter den furchtbaren Schlägen des Imperators kraftlos zusammenbrach.

Aber schon hatte sich Gott sei Dank unter der Herrschaft der Hohenzollern ein Staatswesen gebildet, das ganz langsam und unmerklich die Führung Deutschlands wieder in die Hand nehmen sollte. Das kleine verachtete Preußen, dessen wachsende Macht und innere geistige Größe — genau wie heute — fast



Der als Hilfskreuzer eingerichtete Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große", der von dem englischen Kreuzer „Highflyer" zum Sinken gebracht wurde, als er in den neutralen Gewässern der spanischen Kolonie Rio de Oro an der Nordwestküste Afrikas ankerte, um Kohlen einzunehmen. Diese jedem Völkerrecht widersprechende Verletzung der Neutralitätsgesetze rief große Empörung hervor. Die Besatzung des „Kaiser Wilhelm" wurde größtenteils gerettet.

die gesamten Völker Europas zu seiner Vernichtung auf den Plan gerufen hatte, kämpfte den heldenmütigen Kampf nicht nur für seine eigene Existenz, es kämpfte schon damals für den deutschen Gedanken. Es war zum ersten Male wieder die Zusammenfassung der ganzen geistigen und physischen Kräfte eines Volkes, die einen einheitlichen Staatsgedanken zum Siege, zum Ziele führte. Jeder Preuße, jeder Deutsche weiß, mit welchem unerhörten Heldenmut die kleine verachtete „Potsdamer Wachtparade" bei Leuthen, bei Roßbach, bei Zorndorf und Torgau den oft dreimal so starken Feind über den Haufen warf. Mit welcher Zähigkeit, mit welchem nimmermüden Pflichteifer der große König mit seinem treu zu ihm stehenden Heere alle Strapazen, alle Unbill des Krieges trug, bis er sein Ziel erreichte: die Unabhängigkeit Preußens, das er zu einem starken, festen Staat gefügt, zu einer Großmacht erhoben, die die Feinde erzittern machte. Weil er an seine Kraft, die große Zukunft Preußens, die auch die Deutschlands war, glaubte, weil sein Volk daran glaubte, weil Fürst und Volk eins waren in dem Streben, sich einer Welt von Feinden gegenüber zu behaupten, deswegen war Preußen unüberwindlich gewesen, so sehr seine Neider und Feinde ihm den Tod geschworen hatten.



Von der Berliner Sedanfeier 1914: Eine Gruppe des Landsturmbataillons Osterode mit der ersten erbeuteten russischen Fahne (×). Das Osteroder Jägerbataillon hat dem Anprall der ersten russischen Heereswelle heldenmütig widerstanden und im erbitterten Kampf Mann gegen Mann den Russen die Fahne abgenommen, deren Tuch hierbei bis auf einige Fetzen zerrissen wurde.

Aber das erhabenste Beispiel dafür, daß Deutschland unüberwindlich ist, solange es einig ist, hat gerade der Krieg gegeben, in dessen tobenden Schlachtendonner die deutsche Einheit erst geschmiedet wurde. Als die deutschen Stämme im Juli 1870 sich zu nie geahntem Zusammenwirken erhoben — ein einziges zielbewußtes, eisengepanzertes Volk — da wurde es unseren Nachbarn im Westen, die auf der alten deutschen Uneinigkeit ihre Hoffnung gebaut hatten, doch schwül zumute, und gerade in den ersten Kämpfen bei Weißenburg und Wörth und dann bald darauf an dem unvergeßlichen Tage von Sedan mußten sie die gewaltige Kraft des geeinten Deutschlands in furchtbaren Schlägen an ihrem eigenen Leibe fühlen.

Wie alle Anzeichen lehren, hatten die Franzosen auch diesmal wieder die Uneinigkeit Deutschlands als ausschlaggebenden Faktor in ihre Berechnungen eingestellt. Man hatte geflissentlich die unverschämte Lüge verbreitet, ganz Süddeutschland warte nur auf den Abfall vom Deutschen Reich; aber in dem wilden Zorn der Bayern, in der württembergischen und hessischen Tapferkeit, der sächsischen Zähigkeit, wie sie den Feinden in den heißumstrittenen Schlachtfeldern zwischen Lüttich und den Süd-



„Lieb Vaterland magst ruhig sein..." Ein Spalier beim Einzug der erbeuteten russischen Geschütze und Fahnen in Berlin am Sedantag 1914.



Die Sedanfeier in Berlin. Die deutsche Reichshauptstadt erlebte am 2. September eine prachtvolle Siegesfeier. Zehntausende von begeisterten Menschen umsäumten die im Fest- und Fahnenschmuck prangenden Straßen, durch die sich der Triumphzug der ersten in Berlin eingetroffenen russischen, französischen und belgischen Geschütze, Maschinengewehre und Trophäen bewegte. Unter dem Klang der Glocken, dem Jubel der Menschenmassen und den Salutschüssen der deutschen Artillerie wurden die eroberten, zum Teil mit erbeuteten Kosakenpferden bespannten Geschütze und Maschinengewehre vor dem Berliner Schloß aufgestellt. Phot. Max Ziegra.



Der erste deutsche Militärflieger über Paris. Leutnant v. Hiddessen erschien als erster deutscher Offiziersflieger über Paris, sandte der Hauptstadt Frankreichs einige Bombengrüße und warf deutsche Fahnen mit der Ankündigung herab, daß das deutsche Heer im Anmarsch sei. Nach ihm haben bereits weitere deutsche Flugzeuge Paris Besuche abgestattet.

vogesen bereits im Anfange des Krieges entgegentreten, haben sie gesehen, daß sie den alten Furor teutonicus sämtlicher deutscher Stämme in seiner furchtbarsten Form wieder vor sich hatten.

Und diesem unvergleichlichen Heer — das ist das Ausschlaggebende — gebietet nur einer — der Kaiser! Jedermann, der auch nur oberflächlich die Kriegsgeschichte des letzten Jahrhunderts verfolgt hat, weiß, was das heißt. Das Geheimnis der Erfolge Napoleons I. ist wohl zu einem großen Teil seinem unvergleichlichen Feldherrngenie zuzuschreiben, viel mehr aber noch dem Umstande, daß alle seine strategischen und taktischen Operationen nur von dem großen Willenszentrum seiner eigenen mächtigen Persönlichkeit ausgingen. Sein diktatorischer Wille beherrschte die Lage auf dem ganzen Kriegstheater. Ebenso war es bei Friedrich dem Großen.

Aber auch wir haben eine zentrale Kriegsleitung, wie sie diese beiden großen Feldherren hatten: sie ruht in den Händen des Kaisers als obersten deutschen Kriegsherrn. An seiner Seite arbeitet — ernst und schweigend — ein Generalstab, dessen Wirksamkeit schon jetzt nicht nur Deutschland, sondern das gesamte neutrale Ausland mit Bewunderung erfüllt. Und im Besitz eines von dem starken Bewußtsein seiner Einheit getragenen Heeres, mit einem solchen zielbewußten, willensstarken Oberfeldherrn an der Spitze, geleitet von einem Generalstab mit solchen Eigenschaften, wird Deutschland — deß sind wir alle froh und sicher — auch fernerhin unüberwindlich bleiben.

Der Schutz der Kriegspflichtigen und der wirtschaftlich Schwachen.

Von Albert Jacoby, Berlin.

Den römischen Satz „Inter arma silent leges" („während des Krieges schweigen die Gesetze") hat das zivilisierte Europa längst überwunden. Selbst die Einwirkungen, die die Kriegszeit naturgemäß auf Durchführung und Gestaltung der rechtlichen Beziehungen ausübt, sind wiederum durch bestimmte staatliche Normen geregelt. An den festen Grundmauern des stolzen Baues unserer sozialpolitischen Gesetze rütteln die brausenden Stürme des Krieges, die heute Europa durchziehen, überhaupt nicht. Trotz der Feinde ringsum, trotz der Entfaltung einer herzerhebenden grandiosen Liebestätigkeit für Kriegsteilnehmer, deren zurückgelassene Angehörige, für die Verwundeten oder sonst durch den Krieg in besonderem Maße schwer Betroffenen bleibt das große Räderwerk unserer sozialpolitischen Institutionen in vollem Betriebe. Ein Werk des Friedens und eingestellt auf friedliche Verhältnisse, wird sich seine grundsätzliche Durchführung zum ersten Male in dem weltgeschichtlichen Kriege zu bewähren haben. Es sind bisher nur einige wenige Modifikationen, die die kriegerischen Zeiten bedingen, angeordnet worden; sie zusammenfassend einmal darzustellen und dadurch manche



Ein gepanzertes französisches Flugzeug, ausgerüstet mit einem Geschütz zur Vernichtung gegnerischer Flugzeuge und zur Jagd auf Luftschiffe. Mit dem Flugzeug wurden kurz vor Ausbruch des Kriegs in Villacoublay bei Paris Versuche gemacht. Von Erfolgen dieser Panzerflugzeuge hat man bisher ebensowenig gehört, als von der Fliegerinvasion, durch die am ersten Kriegstag die Rheinbrücken und die Hauptbahnhöfe auf der deutschen Aufmarschlinie zerstört werden sollten.



Englische Truppenlandung unter dem Schutz der Flotte. Die Beförderung und die Landung des englischen Hilfskorps an der belgisch-französischen Küste ist gelungen, das Eingreifen der Engländer in den Landkrieg hat aber bereits zu einer schweren Niederlage für das kriegslüsterne Albion geführt. Die Engländer sind geschlagen, und ein Teil von ihnen ist bereits von ihren Munitionslagern in Maubeuge und von ihren Schiffen abgeschnitten. Unsere Aufnahme zeigt ein großes englisches Landungsmanöver, das als Vorbereitung für die jetzige stark mißglückte Expedition vor einigen Jahren vorgenommen wurde. Im Vordergrund links liegen die großen Truppentransportschiffe, deren Ausladung von der Flotte gedeckt wird.

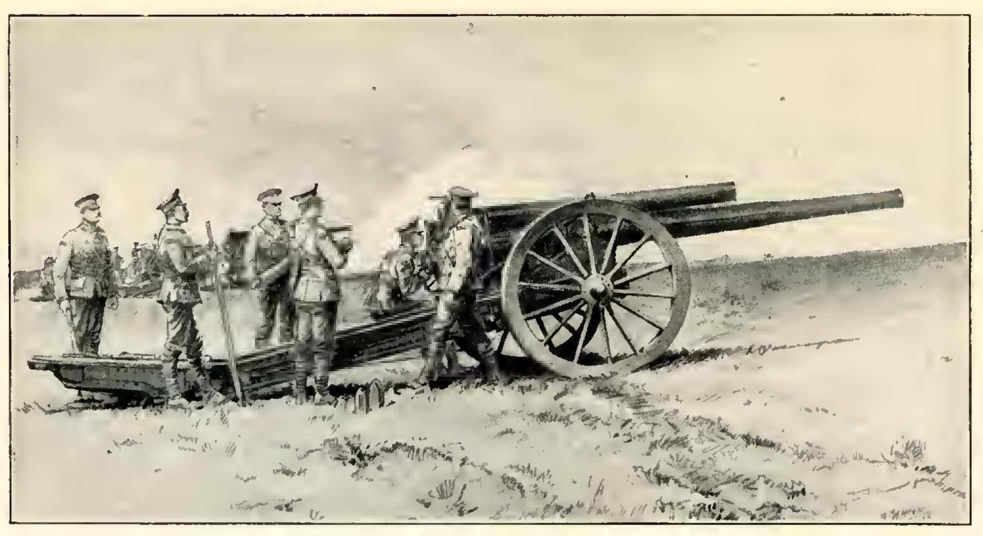
falsche Anschauungen, die verbreitet sind, richtigzustellen, scheint uns erforderlich.

Für die in versicherungspflichtiger Beschäftigung verbleibenden Personen sind auch während des Krieges Beitragsmarken zu verwenden, nicht aber für die zum Kriegsdienst eingezogenen Versicherten, selbst dann nicht, wenn Lohn oder Gehalt weitergezahlt werden. Für die Alters- und Invalidenversicherung wird die Militärzeit bei der späteren Rentenfestsetzung als Beitragswochen angerechnet. Von Bedeutung für die Angehörigen der zum Kriegsdienst eingezogenen Versicherten ist die offiziell erfolgte dringende Mahnung, die Quittungskarte der zum Kriegsdienst eingezogenen Angehörigen für die Invalidenversicherung aufrechnen zu lassen und die Aufrechnungsbescheinigung sorgfältig aufzubewahren.

Der Durchführung der Krankenversicherung drohten durch den Kriegsausbruch besonders zwei Gefahren. Die überaus große Zahl der zum Kriegsdienst herangezogenen Ärzte schuf die Gefahr eines bedenklichen Ärztemangels für die Krankenkassen. Dank dem verständnisvollen Zusammenwirken von Kassenverbänden und Ärzteverband ist dieser Gefahr nach Möglichkeit vorgebeugt. Es ist Vorsorge getroffen, daß überall einige approbierte Ärzte für die Krankenkassen tätig sein werden — daneben werden, falls ein dringendes Bedürfnis vorliegt, junge Mediziner, Medizinalpraktikanten und Mediziner, die mindestens zwei klinische Semester erledigt haben, herangezogen werden. Die zweite Schwierigkeit, die dem Funktionieren der Krankenkassen drohte, war finanzieller Natur. Es sind die gesundheitlich am wenigsten gefährdeten Kassenmitglieder, die zum Kriegsdienst einberufen sind und deren Beiträge daher der Kasse entzogen werden. Anderseits ist von der durch die Kriegszeit bedingten wirtschaftlichen Depression, von der Erschwerung der Erwerbsverhältnisse und Arbeitslosigkeit eine Steigerung der Krankheitsfälle zu befürchten. Die Krankenkassen mußten durch diese Mehrbelastungen gefährdet erscheinen. Aus diesen Erwägungen heraus ist in der denkwürdigen Kriegssitzung des Reichstags vom 4. August eine gesetzliche Neuregelung der Krankenkassen-Beiträge und -Leistungen in der Weise erfolgt, daß sofort, wenn eine Kasse leistungsunfähig wird, der Gemeindeverband oder bei Betriebskrankenkassen der Arbeitgeber mit Zuschüssen einzutreten hat. Dabei ließ sich die Härte nicht umgehen, die Beiträge bis auf 4½ Prozent des Grundlohnes zu erhöhen. Nur diejenigen Kassen, die „ihren Verhältnissen nach bei niedrigeren Beiträgen oder höheren Leistungen leistungsfähig bleiben, können dies mit



Englisches Truppenlandungsmanöver (siehe auch die obenstehende Abbildung).



Eine der schweren englischen Batterien, die den Engländern bei Maubeuge abgenommen wurde. Außerdem fielen den deutschen Truppen dort sieben englische Feldbatterien und mehrere Tausend Gefangene in die Hände.

Genehmigung ihres Versicherungsamtes durchführen". Als eine vorübergehende, durch den Kriegszustand bedingte Maßnahme ist die Aufhebung der meisten Krankenversicherungen der Hausgewerbetreibenden zu erachten. Die Aufhebung ist ausdrücklich nur für die Dauer des Krieges bestimmt und darf unter gewissen Voraussetzungen, wo sie technisch und finanziell durchführbar bleibt, aufrechterhalten werden. Da zudem zahlreiche Heimarbeiter als gewerbliche Arbeiter versicherungspflichtig bleiben, wird der Maßregel keine allzu große Bedeutung beizumessen sein. Wie bei der Alters- und Invalidenversicherung werden auch den Krankenkassenmitgliedern, die zum Heeresdienst einberufen sind, und die dadurch aus der Krankenversicherung ausscheiden, alle Rechte und Ansprüche für die Zeit nach dem Kriege gesichert.

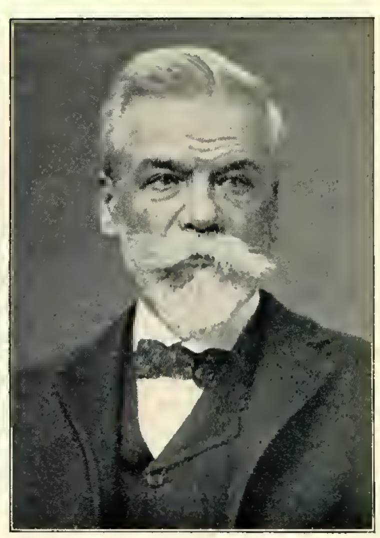
Alle die vorgenannten Modifikationen der geltenden Sozialgesetze sind als „Kriegsrüstung in der Sozialpolitik" auf Antrag der Reichsregierung in der denkwürdigen Kriegssitzung von der deutschen Volksvertretung einmütig beschlossen worden, zugleich mit einigen anderen Gesetzen sozialen Gepräges. So soll, wenn auch nur in beschränktem Maße und unter ganz bestimmt gegebenen Voraussetzungen, ausnahmsweise von einzelnen Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Arbeitszeit und die Beschäftigung von Frauen und jugendlichen Arbeitern abgesehen werden können. Aber diese Ausnahmen, die man vielleicht in der Praxis unter den gegebenen Umständen auf dem Verwaltungswege einfach hätte dulden können, sind absichtlich gesetzlich genau festgelegt aus der verständigen psychologischen Erkenntnis heraus, damit nicht auch später in Friedenszeiten in „Berücksichtigung besonderer Verhältnisse" ein Steinchen nach dem anderen aus den Schutzbestimmungen der Gewerbeordnung abbröckele. Nur in Rücksicht darauf, daß die durch den Krieg erschwerten Erwerbsverhältnisse es auch sozial rechtfertigen, die Verdienstmöglichkeiten der vielfach ihrer Ernährer beraubten Familienmitglieder ein wenig zu erweitern, anderseits aber auch in Rücksicht darauf, daß vielen wirtschaftlich bedeutsamen Betrieben durch die Einberufungen die besten Arbeitskräfte entzogen sind, hat man sich für bestimmte Fälle zu einer gesetzlich genau umgrenzten Durchbrechung der Bestimmungen über Arbeitszeit und Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen herbeigelassen. Es ist vom Standpunkt des Sozialpolitikers



General Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik. Die dreitägige Schlacht bei Krasnik war der erste große Erfolg der österreichischen Armee gegenüber den Russen, der zweifellos auf die Haltung der Balkanstaaten einen entscheidenden Einfluß ausüben wird. Die Nachricht vom Siege bei Krasnik wurde in Österreich-Ungarn und Deutschland mit Begeisterung aufgenommen.



Vizeadmiral Dähnhardt, erlitt bei einem Automobilunfall in Berlin schwere Verletzungen. Er wurde 1863 in Ahrensburg geboren und gehört seit April 1879 der kaiserlichen Marine an. In den letzten Jahrzehnten war er im Reichsmarineamt tätig und hatte als Direktor der Etatabteilung im Reichstag die Vorlagen der Marineverwaltung zu vertreten.



Ein Millionär als Geisel. Ernst Solvay, der weltbekannte belgische Millionär, Philanthrop und Großindustrielle, wurde mit Baron Lambert Rothschild als Geisel gefangen genommen, weil der Bürgermeister von Brüssel die Bezahlung der Kriegssteuer verweigerte. Solvay brachte hierauf die verlangten 200 Millionen im Verein mit mehreren reichen Brüsselern auf.



Der jüngste Gardefreiwillige. In Friedenszeiten werden kleine Soldaten nicht zur Garde ausgehoben, doch wird in Kriegszeiten auch darin eine Ausnahme gemacht. Bei den Augustanern in Berlin ist als Freiwilliger Hans v. Minning, geboren am 10. September 1899, eingetreten. Der 15jährige Freiwillige hat keine Mutter mehr, und sein Vater steht gleichfalls im Felde, weshalb der Sohn ihm folgen wollte.



Kriegssanitätshunde. Das Aufsuchen von Verwundeten auf dem Schlachtfeld bei Nacht stellt ungeheure Anforderungen an die Mannschaften der Sanitätskompagnien: Trotz unermüdlichen Suchens bietet jedes Gelände Stellen, wo bewußtlose Verwundete leicht übersehen werden können. Daher ist die Verwendung von Sanitätshunden für die Nachsuche von hoher Bedeutung. Sie zeigen das Auffinden von Verwundeten durch Verbellen oder Verweisen an.



Die ersten gefangenen Franzosen in Bayern. Sie sind in Schleißheim untergebracht und werden mit Bahnarbeiten beschäftigt. Phot. W. Hümmer.



Die Wirkung deutscher Granaten bei Namur.



Eine Straße in der belgischen Universitätsstadt Loewen.



Die Schrecken des Kriegs: Ein russisches Dorf an der galizischen Grenze.

durchaus erfreulich, daß an den entsprechenden Bestimmungen über die Beschäftigung für gewerbliche Arbeiter, wie Frauen und Kinder durch den Krieg grundsätzlich nicht gerüttelt werden wird. Aber man wird die Ausnahmen dennoch im Hinblick auf die Nöte der Zeit für gerechtfertigt erachten müssen. Schon hört man, daß in einem der wichtigsten und bedeutsamsten Produktionszweige, dessen ununterbrochener Betrieb im gegenwärtigen Momente von höchstem nationalem Interesse ist, sich ein Mangel an Arbeitskräften so drohend geltend macht, daß vielfach ihre Stillegung zu erwarten ist, wenn jene Bestimmungen der Gewerbeordnung streng durchgeführt werden sollen. Es handelt sich um den Kohlenbergbau im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Man wird möglicherweise schon mit Rücksicht auf das nationale Interesse von dem Verbot der „Frauenarbeit unter Tage“ in den Kohlenbergwerken, das in anderen Kulturstaaten übrigens nicht besteht, absehen und sich darauf beschränken müssen, nur Schutzvorschriften anzuordnen, durch die ein Übermaß der Arbeitszeit und jede bedenkliche Gefährdung der Gesundheit der arbeitenden Frauen verhütet wird. Nach dem nur für die Zeit des Krieges geltenden Gesetz sollen Verlängerungen in der Arbeitszeit nur vorgenommen werden, wenn und solange Ersatzarbeitskräfte nicht zu beschaffen sind, oder wenn die vorhandenen Betriebsräume, Einrichtungen oder Maschinen die Einstellung vermehrter Arbeitskräfte nicht zulassen. Frauen sollen nur in dringenden Fällen über das gegenwärtig nach der Gewerbeordnung statthafte Maß hinaus beschäftigt werden, Kinder unter vierzehn Jahren nur mit ganz leichten Arbeiten und während kurzer Arbeitszeit.

Schließlich sind als besonders wichtiges sozialpolitisches Kriegsausrüstungsmittel noch gesetzliche Bestimmungen getroffen gegen unberechtigte Preistreibereien und Auswucherung beim Verkauf notwendiger Nahrungs- und Futtermittel. Wir haben es in den Tagen nach Ausbruch des Krieges an vielen Orten erlebt, daß die Lebensmittelgeschäfte von übernervös ängstlichen Hausfrauen und Familienvorständen bestürmt wurden, die Geschäfte

sich den Andrang zunutze machten und Preise für Lebensmittel verlangten und erhielten, die nur als wucherisch bezeichnet werden konnten und den Marktpreis um ein Vielfaches überstiegen. Solchen Vorkommnissen, die sozial und moralisch nicht scharf genug verurteilt werden können, vorzubeugen, gibt das Gesetz die Handhabe, indem es die Behörden ermächtigt, für alle Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, für Vieh, Kohlen, Holz, Petroleum, Salz und so weiter, Höchstpreise festzusetzen. Die Normierung dieser Preise ist sofort in einer Anzahl von Städten derart erfolgt, daß die schwierige Lage der Produzenten und Händler zwar berücksichtigt, aber jede unangemessene Übervorteilung der Konsumenten vermieden wurde. Jeder Verstoß gegen die festgesetzten Höchstpreise wird mit schwerer Geldstrafe und mit Gefängnis geahndet. Ebenso wird jede spekulative Zurückhaltung von Warenvorräten und deren Verheimlichung mit Strafe bedroht. Verheimlichte Vorräte können zudem von den Behörden übernommen und durch deren Beamte auf Kosten und Rechnung des Besitzers verkauft werden. Die soziale Bedeutung dieser Gesetzesmaßnahme leuchtet ohne weiteres ein. Es ist zu hoffen, daß sie nicht zur Anwendung gelangen wird, sondern auch auf diesem Gebiete der Lebensmittelversorgung die als Produzenten und Verkäufer in Betracht kommenden Kreise sich der Pflichten gegen die Allgemeinheit bewußt sein werden. In diesen Tagen ungemessener Opferfreudigkeit des ganzen deutschen Volkes wäre es ein dunkler Fleck, wenn es anders wäre. Unseren Gesetzgebern aber und allen denen, die durch Gründung von Kriegskreditbanken zum Schutz der bedrängten kleinen Firmen und Gewerbetreibenden und durch ähnliche Hilfseinrichtungen schwache Kräfte zu stützen und unsere Volkswirtschaft gesund zu erhalten sich bemühen, gebührt Dank, daß sie in diesen eisernen Tagen dem sozialen Geiste Rechnung getragen und nicht vergessen haben, auch sozialpolitisch zum Kriege zu rüsten.


Englische Gleichgültigkeit.


Russischer Stumpfsinn.


Typen aus den Gefangenenlagern: Belgische Frechheit.

Der Weltkrieg.

4. Kriegsbericht von Generalmajor z. D. v. Loebell.

Die Schlachten der Kriege vor 50 Jahren dauerten so viel Stunden oder Tage wie die Schlachten dieses Krieges Wochen. Ja sie bestehen aus einer fortlaufenden Kette von Kämpfen, die nunmehr im Westen vom 17. August bis 3. September währten. Derartige Leistungen kann man nur deutschen Truppen zumuten, nur sie vermögen 14 Tage hintereinander zu kämpfen und zu siegen, dabei von der Grenze bis fast nach Paris vordringend. Das war eine Verfolgung, wie sie die Kriegsgeschichte bisher noch nicht verzeichnet hat und zwar, das soll anerkennend von unseren Feinden gesagt werden, kein Nachfolgen einem geschlagenen, zurückflutenden Gegner, sondern ein Erkämpfen des Vormarsches, bei fortgesetzten feindlichen Vorstößen und Ausfällen. Aber, und das ist das Großartige der deutschen Kriegsleitung und Führung, unter konsequentem Festhalten am Kriegsplan; also planmäßiges Vordringen jeder einzelnen der sieben Armeen im Rahmen der gesamten Westarmee. Wie bei Mobilmachung, Eisenbahnbeförderung und Aufmarsch geht bei den Operationen alles am Schnürchen, von einer Hand geleitet, und doch handelt jede Armee selbständig. Die Geschichte vergangener Kriege gibt Kunde von hervorragenden Leistungen einzelner Korps und Truppenteile; derartige Energie der Führung, Energie aller Armeen bei Überwindung körperlicher Anstrengungen wird aber nur die Geschichte des Weltkrieges melden. Nur dadurch waren die Erfolge möglich. Militärisch am interessantesten, weil strategisch am wichtigsten, sind die der drei Nordarmeen, die durch Belgien kämpfend vordrangen. In der Front und am linken Flügel der Westarmee wurde, nachdem die französische Grenze überall überschritten war, kämpfend in breiter Front vorgegangen und schrittweise der Feind verdrängt, hierbei waren Forts und Festungen einzunehmen, andere zu umgehen, Flüsse wie die Maas kämpfend zu überschreiten. So wurde die erste Festungslinie der feindlichen Ostfront überwunden, sämtliche Forts dieser Linie befinden sich in unseren Händen, der zweiten sind wir näher gerückt. Die wichtigsten der Kämpfe waren die Ausfälle aus Verdun und Montmédy, deren letzterer mit der Gefangennahme der ganzen Besatzung endete, die Abwehr eines feindlichen, mit frischen Kräften von Nancy und aus südlicher Richtung her ausgeführten Angriffs der Armee des Kronprinzen von Bayern, endlich am 1. September die erneute Zurückweisung eines Vorstoßes von sogar 10 feindlichen Korps zwischen Reims und Verdun und aus der Festung Verdun selbst, der aber die Verfolgung nicht aufhalten konnte. Die Bedeutung des letzten Sieges liegt in der Zahl der geschlagenen Gegner, 300 000 Mann mußten weichen, wodurch sie den Weg nach Paris und die Bahn zur Durchführung der gestellten Aufgabe freimachten. Daß der Kaiser während der Schlacht inmitten der Truppen war, hat sie sicher zu Glanzleistungen angefeuert. Das Vordringen ist der strategischen Lage und der vielen Festungen wegen ein langsames, stets muß den Nordarmeen, bei denen die Entscheidung liegt, Vorsprung gelassen werden. Und diese erfüllen ihre Aufgabe, die mit den allergrößten Anstrengungen und Marschleistungen verbunden ist, geradezu glänzend. Zunächst warf die Armee des Generaloberst v. Kluck die englische linke Flügelarmee des Feindes bei Maubeuge — er war mit seinem rechten Flügel über Brüssel vorgegangen, gegen die Belgier in Antwerpen einen Flankenschutz zurücklassend. Dieser wurde von vier mutigen belgischen Divisionen angegriffen, sie wurden aber unter großen Verlusten abgewiesen. Während dieser Zeit hatten die unter den Generalobersten





Vom Kriegsschauplatz in Ost und West: Links: Eine von den Russen zerstörte russische Eisenbahnbrücke, die von den deutschen Pionieren in kurzer Zeit wiederhergestellt und benutzbar gemacht wurde. Rechts: Ein einsames Reitergrab in einem Fort vor Lüttich. Das Grab ist geschmückt durch ein primitives Kreuz sowie durch die Lanze und den Waffenrock des gefallenen Dragoners, der hier den Heldentod starb, als er als Erster die deutsche Fahne auf dem Fort aufzupflanzen versuchte.



Rittmeister Prinz Heinrich von Bayern, geriet mit seiner Schwadron ins dichteste Handgemenge mit den Franzosen, wobei ihm der Säbel entzweigeschlagen und die Pistole aus der Faust geschlagen wurde. Die Schwadron warf die Gegner so energisch zurück, daß von den Angreifern nur drei unverwundet entkamen. Phot. Atelier Adèle.



Ein stiller Held. Der ordentliche Honorarprofessor der Theologie Dr. theol., Dr. jur. und Dr. phil. Caspar R. Gregory, ein überaus verdienstvoller Theologe, hat sich trotz seiner 68 Jahre dem deutschen Heer als Kriegsfreiwilliger zur Verfügung gestellt. Der Gelehrte lebt als Vorbild für alle Freiwilligen in einer Leipziger Kaserne und macht als Gemeiner jeden Dienst mit.

Prinz Ernst zur Lippe, Leutnant beim Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst, fiel am 28. August auf dem Feld der Ehre. Er ist ein Vetter des regierenden Fürsten und wurde 1892 als zweiter Sohn des Prinzen Rudolf zur Lippe geboren. Mit seinem Tode beklagt das lippesche Fürstenhaus den Verlust des dritten Prinzen während dieses Feldzuges.

v. Hausen und v. Bülow stehenden beiden anderen Nordarmeen zwischen Maas und Sambre acht französische und belgische Armeekorps am 27. August in mehrtägigen Kämpfen geschlagen. Rücksichtslos war Generaloberst v. Kluck weiter vorgedrungen, so daß er die von Kavalleriedivisionen im Rückzuge aufgehaltenen Engländer, die durch französische Territorialtruppen unterstützt wurden, bei St. Quentin am 28. August entscheidend, weil umfassend und dadurch von den Franzosen abdrängend, schlagen konnte, wobei sie zahlreiche Geschütze verloren. Noch einmal kam es am 31. August bei St. Quentin zur Schlacht; diesmal war die Armee des Generaloberst v. Bülow die Siegerin. Es waren nämlich, wahrscheinlich aus Paris, Reserven herbeigeholt, die jedoch das Schicksal des französisch-englischen Flügels nicht zu wenden vermochten, zumal ein Armeekorps des Generaloberst v. Kluck einen Flankenangriff abwies. Auch der Generaloberst v. Hausen drängte den vor ihm stehenden Feind über die Aisne bei Réthel gegen die Marne, die schon erreicht ist. Das Endergebnis dieser Kämpfe ist die Besetzung der Stadt Amiens durch die Armee Kluck und die Besetzung von Reims



Der neue Papst Benedikt XV. Kardinal della Chiesa war bisher Erzbischof von Bologna. Er entstammt einem alten lombardischen Adelsgeschlecht und wurde am 21. November 1854 in Regli in Ligurien geboren. Seine Laufbahn führte ihn in den politischen Dienst der Kirche, er wurde Staatssekretär des Heiligen Stuhles, dann 1908 Erzbischof von Bologna. Er gilt als eine hochgebildete weitblickende Persönlichkeit von bedeutendem diplomatischem Geschick. Er bekundete für Wissenschaft und Literatur stets lebhaftes Interesse und ist nicht nur der Abstammung, auch der Gesinnung nach Aristokrat.

durch Bülow. Die Besetzung Amiens' ist deshalb besonders wichtig, weil von dort aus die Engländer in Schach zu halten sind, und von Reims aus werden die rückwärtigen Verbindungen der südlichen französischen Armeen bedroht. Die Siegesbeute Bülows ist sehr groß. So geht das Verhängnis seinen Lauf, Paris spürt bereits die Kriegsnöte.

Noch übertroffen werden die geschilderten Erfolge durch den Sieg des Generaloberst v. Hindenburg in der Gegend von Gilgenburg und Ortelsburg auf dem Kriegsschauplatz des Ostens. Dort sah es fast bedrohlich aus, schienen doch stärkere Kräfte als vielleicht angenommen, sogar an der Seenkette südlich vorbei, vom Narew her in Ostpreußens Süden einfallen zu wollen. Das war des Geländes wegen kaum anzunehmen, aber die Russen, seit Monaten rüstend, fühlten sich zu kraftvoller Offensive stark genug. Im Nordosten von Ostpreußen drangen sie vor; mag im Kriegsplan ein langsames Ausweichen zunächst vorgesehen gewesen sein, mögen andere Umstände störend eingegriffen haben, durch stete Offensive und Siege verwöhnt war der Laie, der sich kein Bild von den Absichten des Hauptquartiers zu machen vermochte, beunruhigt, zumal die



Ein deutscher Posten am Eingang des eroberten und zerschossenen Forts Loncin bei Lüttich. Phot. R. Sennecke.

Russen in den preußischen Grenzgebieten in gewohnter Weise arg wüsteten. Da erschien Generaloberst v. Hindenburg auf dem Plan; vom Gelände begünstigt, dieses aber zu seinen Gunsten glänzend ausnutzend, erfocht er am 29. August einen Sieg, der jetzt schon in Erinnerung an den Deutsch-Ritterkampf die Schlacht bei Tannenberg genannt wird. Die Russen gingen in die Falle. Das Wie dieser Tat und wie es möglich war, mit Minderzahl einen überlegenen Feind nicht nur zu schlagen, sondern geradezu zu vernichten, wird später zu erörtern sein. Für jetzt genügt es, mit dem Generalquartiermeister lakonisch zu berichten: „Drei Armeekorps sind vernichtet, 90 000 Gefangene, darunter drei Kommandierende Generäle, eine der Anzahl nach nicht zu übersehende Menge von Geschützen und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen. Die noch im nördlichen Ostpreußen stehenden Truppen haben den Rückzug angetreten."

Das dürfte hoffentlich auch bald von den den Österreichern gegenüberstehenden Russen zu melden sein. Es handelt sich dort der Ausdehnung nach — 400 km Schlachtfront — um eine Riesenschlacht von anscheinend entscheidender Bedeutung. Trotz tagelangem Ringen handelt es sich zunächst nur um Teilerfolge, jedoch mit einer großen Anzahl von Gefangenen und erbeuteten Kriegstrophäen. Wichtig bei diesen Kämpfen ist das Vordringen der Österreicher im Zentrum, auch auf dem linken Flügel haben sie den Gegner bereits geschlagen, dabei die Front in der Gegend von Lublin vollkommen verändernd. Auf dem rechten Flügel werden zurzeit die Österreicher arg bedrängt. Das Vorgehen der deutschen Truppen in Polen dürfte aber Hilfe bringen.

Nun ist noch von Kämpfen zur See bei Helgoland zu berichten. Sie kosteten zwar schwer zu entbehrendes Schiffsmaterial, zeugen auch von fast allzu kühnem Vorgehen, sie geben aber Zeugnis von dem Geist der Schiffsbesatzung, und darum gehören sie mit zu den Ruhmesblättern der deutschen Marine.

Das war einmal wieder eine erfolgreiche Berichtswoche, sie kündet den Beginn des 3. Aktes des Dramas an.

Die Chronik des Weltkrieges.

In der vierten Kriegswoche entrollte sich auf dem westlichen Kriegsschauplatz das Bild einer fast schulmäßigen Linksschwenkung der deutschen Armeen. Im Nordosten erwies sich die Niederlage der russischen Narew-Armee als fast einzig in der Kriegsgeschichte dastehend. Im Osten überaus glänzender Sieg der mittleren österreichisch-ungarischen Armee und zähestes Festhalten der Schlachtfronten bei Lemberg. Als bezeichnende Etappe im Völkerringen ordnet Präsident Poincaré die Verlegung des Regierungssitzes nach Bordeaux an.

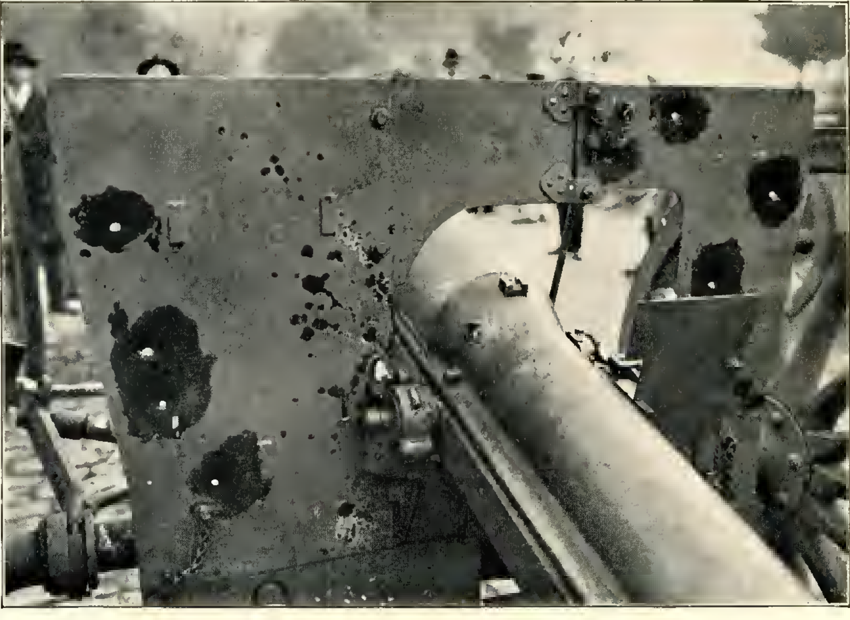
31. August. Die Armee des Generals v. Kluck schlägt mit einem seiner Armeekorps einen französischen Flankenangriff bei Combles zwischen Amiens und Arras ab. Die Armee des Generals v. Bülow schlägt eine überlegene französische Armee in der Stärke von vier Armeekorps, drei Reservedivisionen bei St. Quentin; die Armee des sächsischen Generals v. Hausen drängt den Feind auf die Aisne bei Réthel zurück. Die Armee des Herzogs von Württemberg mußte vorübergehend starken feindlichen Kräften an der Maas weichen, setzte dann aber ihr Vorgehen gegen die Aisne in der Richtung Reims fort; hinter ihr fällt das Fort Les Ayvelles. Die Armee des deutschen Kronprinzen nimmt die Besatzung von Montmédy mit ihrem Kommandanten bei einem Ausfall gefangen, besetzt Montmédy und geht nördlich Verdun über die Maas. Das sind die ersten Erfolge in der neu begonnenen zweiten Kriegsperiode im Westen. Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generals v. Heeringen stehen in fortgesetztem Kampf in Französisch-Lothringen. Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz wird die Niederlage der russischen Narew-Armee, von der neue Kräfte nochmals über Neidenburg eingreifen, vervollständigt. Drei Armeekorps sind vernichtet, 60 000 Gefangene in deutschen Händen. Die noch im nördlichen Ostpreußen stehenden Russen treten den Rückzug an. — Der linke Flügel der dritten öster-

reichisch-ungarischen Armee unter General Dankl ist endgültig siegreich); die mittlere unter General Auffenberg und die Hauptarmee bei Lemberg sind im unentschiedenen Kampf. — Über Paris fliegt ein deutsches Flugzeug. — Das deutsche Handelsschiff „Kaiser Wilhelm der Große" wird in den neutralen Gewässern der spanischen Kolonie Rio de Oro von einem englischen Kreuzer vernichtet. Diesem Verletzen der Hoheitsrechte neutraler Staaten schließt sich die vom Generalstab der deutschen Armee festgestellte Verwendung von Dum-Dum-Geschossen durch die Truppen des englischen, sogenannten Kulturvolkes würdig an. An der britischen Heldentat der Einnahme Togos wirkte ein Regiment der West-African-Frontier-Force mit. — Der Deutsche Kaiser verlegt sein Hauptquartier in Koblenz weiter nach Westen. — Die ersten englischen Gefangenen kommen im Munsterlager an. — Die maßgebende italienische Presse nimmt eine dem Dreibund günstigere Haltung ein. — Präsident Wilson verkündet die Neutralität der Vereinigten Staaten. Für Deutschland wäre es gut, sich ein für allemal der Illusionen hinsichtlich der Vereinigten Staaten zu enthalten. Es dürfte anzunehmen sein, daß schon vor dem japanischen Ultimatum an Deutschland Großbritannien und Japan sich mit Präsident Wilson verständigt hatten. — Sasonow richtet an das bulgarische Kabinett die Anfrage, ob Bulgarien im Falle eines russisch-türkischen Krieges neutral bleiben würde. Die öffentliche Stimmung ist gegen Rußland gerichtet. — In den Häfen Schwedens wird die Minensperre durchgeführt. Die schwedische Regierung setzt alle Einschränkungen außer Kraft, die den deutschen Staatsangehörigen das Überschreiten der schwedischen Grenze erschwerten. — Die Königin der Belgier flieht mit ihren Kindern von Antwerpen nach London. — In Albanien wird die Absetzung des Fürsten Wilhelm beschlossen. — Das preußische Kriegsministerium macht bekannt, daß bis auf weiteres Kriegsfreiwillige von den Ersatztruppen wegen Überfülle nicht mehr angenommen werden. — Der Deutsche Kaiser legt die Titel eines britischen Feldmarschalls und Admirals ab.



Die deutsche Fahne auf dem Fort Loncin bei Lüttich. Im Vordergrund die zerstörten Drahtverhaue und Verschanzungen.

1. September. Herzog Karl Eduard von Koburg-Gotha verzichtet auf die Würde eines Chefs des britischen Regiments Seaforth Highland, da er als deutscher Bundesfürst es nicht verantworten könne, Chef eines Regiments zu sein, dessen Land uns in schändlicher Weise überfallen hat. Zahlreiche Deutsche überreichen ihre englischen, russischen, japanischen und serbischen Orden dem Roten Kreuz und der Kriegsnotspende. — Von der russischen Narew-Armee sind nach den näheren Feststellungen 70000 Mann gefangen. Das gesamte Artilleriematerial, über 500 Geschütze von 5 Armeekorps und 3 Kavalleriedivisionen, ist vernichtet. — Lodz wird von deutschen und österreichischen Truppen besetzt. — Kaiser Franz Joseph erteilt unter Anerkennung des rühmlichen Verhaltens des Landsturms die Ermächtigung, ihn auch außerhalb des Landes zu verwenden. — Apia in Deutsch-Samoa wird nach Belagerung durch eine englische Expedition zur Übergabe gezwungen. — In England schiebt man die Schuld an den Niederlagen der französischen Heerführung zu. „Die Deutschen kommen über uns wie eine Sturzwelle, der nichts standhält", berichtet ein englischer Mitkämpfer. Lord Kitchener, der Kriegsminister, rührt mächtig die Werbetrommel. Englische Seesoldaten besetzen Ostende. In Paris wächst der Unmut über die Mißerfolge der französischen Waffen. — Der langjährige Militärbevollmächtigte Rußlands in Montenegro, General Potapow, übernimmt die Leitung der gesamten Operationen des mon-



Die Wirkung des deutschen Infanteriegeschosses auf die französischen Haubitzenschutzschilde, deren 1 cm starke Stahlplatte durchschlagen wird. Auch der 15 mm starke Messingmantel des Geschützrohrs wurde bis auf das Stahlrohr zerrissen. Das bei Dieuze eroberte Geschütz ist in Saarbrücken aufgestellt. Phot. Aug. Rupp.

tenegrinischen Heeres. — Petrograd, nicht mehr Petersburg, heißt fortan nach dem Willen des Zaren die Hauptstadt des Moskowiterreiches.

2. September. Eintreffen der Meldung des großen Sieges über die mittlere Heeresgruppe der Franzosen — etwa 10 Armeekorps — zwischen Reims und Verdun und Eintreffen des Berichts aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier über einen großen Sieg der Armee des Generals v. Auffenberg im Raume Zamosc-Tyszkowce. Hiernach ist die französische Armee, die größte der bis jetzt geschlagenen, im Rückzug nach Süden, und auf dem östlichen Kriegsschauplatz befindet sich die geschlagene russische Heeresgruppe im Rückzug über den Bug. Scharen von Gefangenen und 200 Geschütze fielen bisher in die Hände des Siegers. — Auf Paris und Antwerpen werfen deutsche Luftschiffe und Flieger Bomben ab. — Die englische Regierung warnt die Türkei und erklärt, daß sie ihr eigenes Grab schaufele, wenn sie eine feindliche Haltung einnehme. Auf Befehl des Sultans aber findet die allgemeine Mobilisierung von Heer und Flotte statt. — Die französische Flotte beschießt Cattaro, ohne Schaden anzurichten.

3. September. Die Kavallerie der Armee des Generals v. Kluck (am rechten Flügel der fünf Armeen im Norden Frankreichs) streift bis Paris. Am äußersten linken Flügel wirft die Armee des deutschen Kronprinzen bei Verdun den sich noch haltenden Feind zurück. Mit Linksschwenkung überschreiten die drei Armeen des Herzogs von Württemberg und der Generale v. Hausen, v. Bülow die Aisne, einzelne Vorhuten erreichen die Marne. Im Nordosten wuchs die Zahl der Gefangenen durch die Armee v. Hindenburg auf 90000, darunter drei Kommandierende Generale. — Ausgezeichnete Dienste leisteten die von Österreich der deutschen Nordarmee zugesandten schweren Motorbatterien vor Namur und Givet. — Die Namen der bis jetzt eingenommenen festen Plätze in Frankreich werden durch den Generalquartiermeister mitgeteilt. Bezeichnend ist es, daß die Sperrbefestigungen Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère und Laon ohne Kampf genommen werden konnten. Gegen Reims ist der Angriff eingeleitet. Angesichts dessen erscheint der Entschluß des Präsidenten Poincaré, den Regierungssitz „für den Augenblick“ von Paris nach Bordeaux zu verlegen, nicht verwunderlich. Der Kampf Frankreichs soll unentwegt fortgeführt werden, erklärt Poincaré. Widerstand und Kampf soll die Parole der so innig verbundenen englischen, russischen, belgischen und französischen Heere sein. Er betont, daß England Frankreich zur See helfen und die Verbindungen seiner Feinde mit der Welt abschneiden soll, daß die russischen Armeen den Stoß in das Herz des Deutschen Reiches ausführen sollen. — Der Erzbischof von Bologna, Kardinal Giacomo della Chiesa, wurde zum Papst gewählt; er nahm den Namen Benedikt XV. an. — König Wilhelm von Albanien verließ sein Land mit der Erklärung, daß er das Beste gewollt habe, aber an der Ausführung verhindert worden sei.

4. September. General Gallieni, der Kommandant von Paris, der den Auftrag von der am Mittag des 3. September in Bordeaux eingetroffenen Regierung erhielt, Paris gegen den „Eindringling“ zu verteidigen, erklärt: „Diesen Auftrag werde ich bis zum Ende erfüllen.“ — Boulogne am Ärmelkanal soll von den verbündeten Truppen, d. h. Franzosen und Engländern, geräumt sein. — Nach englischen Meldungen bereiten sich die Japaner auf eine längere Kriegsdauer in Kiautschou vor. — Die Festung Reims wird von der Armee des Generals v. Bülow ohne Kampf besetzt. Das liefert den Beweis, daß die Kampfesfreudigkeit in der französischen Armee stark gemindert ist. — Ein deutscher Flieger erscheint über Belfort. — Amiens ist in deutschen Händen. — Die seit Tagen von der österreichisch-ungarischen Heeresleitung vorbereitete Räumung der Stellung bei Lemberg ist durchgeführt worden. Die überaus starke russische Kiew-Armee folgte zunächst nicht. Damit beginnt die zweite Operationsperiode in Ostgalizien und im Süden von Russisch-Polen.

5. September. Kaiser Wilhelm wohnt den Angriffskämpfen auf die Befestigungen von Nancy bei. — Nach einem Kampf mit den englischen Kreuzern „Berwick“ und „Suffolk“ lief der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ in den Hafen Willemstadt (Curaçao) ein. Der englische Dampfer „Holmwood“ wurde von dem deutschen Kreuzer „Dresden“ in der Nähe der brasilianischen Küste versenkt. Englische, mithin in diesem Fall zuverlässige Berichte sprachen vom Verlust von sieben Schiffen durch Minen. — Der Transport japanischer Truppen, insbesondere schwerer Artillerie, nach Europa soll begonnen haben, auch der indischer Truppen. Das lautet unwahrscheinlich. Groß ist aber schon jetzt die Not in den uns feindlichen Lagern ringsum, und von all diesen Staaten schreckt England am wenigsten vor dem Ergreifen jeglicher Mittel gegen Deutschland zurück. Aus Geschäftsinteresse. Wenn die Nachricht wahr sein sollte, dann bliebe uns nichts anderes übrig, als auch mit diesen Feinden abzurechnen.

6. September. Von der Festung Maubeuge fallen zwei Forts und deren Zwischenstellung in die Hände des deutschen Belagerers. Generalleutnant z. D. Metzler.

Die Verlustlisten.

Die glänzenden Siege unserer tapferen Truppen im Osten und Westen haben auch in der letztvergangenen Woche große Opfer gefordert. Die preußischen Verlustlisten meldeten die Namen von über 7000 Toten, Verwundeten und Vermißten, so daß deren Gesamtzahl nunmehr auf mehr als 13000 gestiegen ist. Die zweite Verlustliste der Marine weist 105 Namen der Besatzung des Kreuzers „Magdeburg“ auf. Die bayrischen und württembergischen Listen gewähren bis jetzt noch keinen vollständigen Überblick, ebenso fehlen noch die genauen Angaben über die Verluste der österreichisch-ungarischen Armee. Wir werden in der nächsten Rundschau darauf zurückkommen. Von Trägern bekannter Namen nennen die preußischen Verlustlisten folgende: Ulanenoberleutnant Prinz Wilhelm zu Schönaich-Carolath, gefallen in Meyssé; Leutnant Prinz Ernst zur Lippe, ein Neffe des regierenden Fürsten, gefallen; Heinrich Hellhoff, der bekannte Berliner Porträtmaler, gefallen in Lüttich; Leutnant Graf Strachwitz, bekannter Herrenreiter, gefallen; Dr. phil. H. Lattermann, Privatdozent an der Technischen Hochschule Charlottenburg, gefallen; der bekannte Branddirektor Bliesner-Kassel, Brandmeister der Berliner Feuerwehr, gefallen; Kompagniechef v. Benningsen, gefallen; Leutnant Werner Herwarth v. Bittenfeld, Sohn des sachsen-altenburgischen Kammerherrn Oberleutnant v. Bittenfeld, gefallen; Leutnant Fritz Koch, Sohn des Geh. Admiralitätsrats a. D. Paul Koch-Zehlendorf, gefallen; Leutnant Heinrich Dedy, Sohn des Regierungsrats Heinrich Dedy vom Ministerium des Äußeren in Wien, †; Oberst und Brigadekommandeur Stenger, gefallen; Leutnant d. R. Ernst v. Stegemann und Stein, Sohn des schlesischen Landesältesten gleichen Namens, gefallen; Kammerherr und Rittmeister Otto Götz Frhr. v. Berlichingen-Jaxthausen, lebensgef. verwundet; Generalmajor Otto Frhr. v. Redwitz, verwundet; Major Xaver v. Lilienhof-Zwowitzki, verwundet; Bataillonskommandeur Hartmann †; Hauptmann Herwarth v. Bittenfeld, verwundet; Leutnant Friedrich Wilhelm Graf v. d. Goltz, schwer verwundet; Leutnant Graf Christian v. Bernstorff †; Generalmajor Hunaeus, leicht verwundet; Oberst v. Petersdorf †; Major v. Langsdorff †. — König Albert von Belgien erlitt durch einen Granatsplitter an der Hand eine leichte Verletzung.

Copyright by ... Denjenigen unserer Leser, die an der Schutzformel Copyright by ... Anstoß genommen haben, diene zur Aufklärung, daß das amerikanische Urheberrecht diese Schutzformel in englischer Sprache vorschreibt und daß nur durch genaue Beobachtung dieser Formel unsere Bilder und Artikel in Amerika Urheberrechtschutz genießen.

Germanensturm.

Nach einem Gemälde von Joanowitch.



Aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71: „Die Bayern kommen!" Nach einer Zeichnung von E. Zimmer. 

Ueber die Höhe.

Roman von C. v. Schimmelpfennig.

(Fortsetzung.)

Der Alte strich den langen, roten Bart; Peter stiftete ihm eine Zigarre, bedankte sich und ging weiter. Im Bureau der „Dramatischen Gesellschaft" erfuhr er, daß Eyßen bei seinem Schwiegervater in Lichterfelde wohne: Privatier und Villenbesitzer Palaschke, Geibelstraße 7c. —

Eine Stunde später läutete Peter an der eleganten, schmiedeeisernen Gartenpforte, über der eine Glühlampe an zierlich geranktem Bogen schwankte. Die Bewohner waren offenbar zu Hause, denn die Fenster beider Geschosse zeigten Licht; nichtsdestoweniger öffnete ihm niemand. Erst nach dem dritten Läuten ward ein Fenster im Erker über der Haustür aufgetan und eine Stimme fragte: „Wer ist denn da?"

Peter nannte seinen Namen und sein Begehr; die Gestalt verschwand, das Fenster blieb auf, zankende Stimmen waren deutlich zu vernehmen: ein klagendes Frauenorgan, ein Baß und noch zwei andere Stimmen, von denen Peter die eine als Eyßens Organ zu erkennen glaubte. Plötzlich schwieg der Lärm, und gleich darauf kam eine ältere Frau quer über den Vorplatz, um die Gittertür aufzuschließen.

„Die Herrschaften lassen sehr bitten."

Herr Eyßen empfing seinen Gast im Frack, die Gardenie im Knopfloch; er bemühte sich, den unbefangenen, wohlhabenden Mann zu spielen, der zwischen diesem prunkhaften Mobiliar sein Lebtag aufgewachsen ist und allzeit einige Doppelkronen lose in der rechten Westentasche zum Trinkgeldgeben bei sich geführt hat. Peter sah aber doch die Unruhe und Gezwungenheit, die hinter den nonchalanten Bewegungen steckte, und bemerkte auch recht gut die Wolke auf der Stirn seines Gegenüber.

„Sehr liebenswürdig, daß Sie mich hier draußen aufsuchen, Herr Baron."

Peter berichtete, was ihn hierher führte: Müllers Ansinnen in Sachen der Kritik und sein Hinweis auf Eyßens vorbildliche Artikel.

„Sie begreifen, Herr Eyßen, daß mich diese Aufforderung beunruhigt; ich sehe keine Möglichkeit, Müllers Wünschen nachzukommen. Denn gegen

meine Überzeugung schreiben, das tue ich auf keinen Fall."

„Sie schütten das Kind mit dem Bade aus, Herr Baron. Aber dennoch hat Müller recht. Wenn ein Blatt etwas sein soll, so muß es eine gewisse Einheit der Anschauung besitzen, die durch alle Ressorts geht. Ich meine, Sie können wirklich, ohne sich etwas zu vergeben, der Tendenz der Wochenschrift entgegenkommen."

„Und wie das?"

„Indem Sie zwar Ihre Ansicht verfechten, aber dennoch nicht orthodox auftreten. Es gibt so viele Möglichkeiten, dem Ton der Zeitschrift gerecht zu werden. Sie mildern beispielsweise hier, und Sie unterstreichen dort. — Sie machen sich selbst rhetorische Einwürfe, in denen Sie loben, während Sie sonst tadeln, oder umgekehrt. Ein solches Lob kann unter Umständen viel wertvoller sein als die direkte Akklamation. — Sie betrachten eine Leistung, ein Stück von verschiedenen Gesichtspunkten aus. — Sie übergehen dieses, bemerken anderes, was sonst niemand wahrgenommen hat. — Sie tadeln den X, meinen aber den Y. — Sie appellieren vom Premierenpublikum an das gerechte Publikum späterer Abende. — Sie finden etwas literarhistorisch brillant, dramaturgisch miserabel. — Sie machen dem Dichter Ihr Kompliment und bedauern nur, daß seine Wahl ein so schlechtes Theater traf. — Da haben Sie einige Winke."

„Wenn ich mich aber unseres Gespräches bei Pretzel erinnere —"

„Pardon! Damals sprach ich als Dramatiker, heute rede ich als Kritiker zu Ihnen. Als Schriftsteller muß ich mich an Gesetze binden, als Rezensent erscheint mir Liberalität am Platze."

„Zugegeben! Aber ich verstehe die Liberalität so, daß ich nicht nur in meiner Kritik liberal verfahre, sondern daß man mir auch nicht die Flügel beschneidet und mich liberal sein läßt, wo und wann ich es für gut befinde. Wenn ich Sie recht verstehe, so raten Sie zu einem Kompromiß."

„Und wo müssen die nicht geschlossen werden, Herr Baron? Kann der Prediger seine Meinung sagen? Nein, das Konsistorium! Darf der Dozent frei vortragen? Nein, die Fakultät! Sind Sie als Soldat stets sicher gewesen, Ihre Überzeugung durchzusetzen? Oder gar in der Ehe? Sie sind ja auch verheiratet, wie ich höre! Ist die Ehe nicht ein fortwährendes Zugeständnis von Punkt zu Punkt? Wehe, wenn Sie Ihren Kopf durchsetzen wollen! Vor Müller oder vor Ihrem Major hatten Sie in Ihren vier Wänden Ruhe, vor Ihrer Frau gibt es keine —"

Er war im besten Zuge, sich in eine Philippika gegen die Ehe hineinzureden, als die Türe geöffnet wurde und eine Dame auf der Schwelle erschien. Sie war nicht älter als etwa fünf- oder sechsundzwanzig Jahre, verfügte aber über eine körperliche Gewichtigkeit, die man imposant nennen durfte.

„Baron von Hollern — meine Frau. Der Herr Baron ist mein Nachfolger in der Wochenschrift, liebe Alma; er ist in einer geschäftlichen Angelegenheit herausgekommen."

„So — bei Doktor Müller sind Sie, Herr Baron!"

„Seit dem 1. Januar."

„Herr von Hollern war früher Offizier."

„Hier in Berlin? Unter die Garde?"

„Ich war ostpreußischer Grenadier."

„Weshalb sind Sie denn losgegangen?"

„Meine Neigung zur Literatur war sehr groß."

„Das hätt' ich nicht getan, Herr Baron. Es gibt ja auch unter die Literaten feine Leute, aber die Offiziere sind doch was Besonderes."

„Sehr liebenswürdig."

„Bitte sehr; das ist bei mir so anerzogen, denn ich bin mit lauter Offizierskinder aufgewachsen. Mein Vater hat ein eigenes Haus nicht weit von der Alexanderkaserne und nahm nur feine Mieter."

„Jetzt wohnen Sie immer hier draußen?"

„Vater hat sich vom Geschäft zurückgezogen und macht den Privatiör. Wir haben aber noch drei Häuser in Berlin."

„Im Sommer muß es sehr hübsch hier im Freien sein."

„Hoffentlich erweisen Sie uns die Ehre. Bei uns verkehren feine Leute, Doktor Schindler, wenn Sie den kennen. Und ein Rat, ich weiß nicht gleich, was für einer. Aber Geheim ist er."

„Bitte kommen Sie, Herr Baron; ich schließe mich der Bitte meiner Frau an. Sie treffen auch manche Kollegen."

„Von denen ich aber nicht viel halte, Herr Baron. Gott, man muß so vorsichtig sein mit den Bekannten."

„Das kannst du von unseren Bekannten nicht sagen, Alma —"

„Laß man gut sein. Der neulich da war und mit dem du dich heute verabred't hast, der ist von der Sorte. — Wie finden Sie das, Herr Baron, auf den Ball gehen und die Frau nicht mitnehmen?"

Sie versuchte Hollern kokett anzulächeln.

„Es ist ja gar kein Ball, Herr von Hollern. Meine Frau befindet sich im Irrtum; ein harmloses Garçonessen."

„Deine harmlosen Essen kenn' ich! Ich wünsche, daß du heute nicht gehst."

„Selbstverständlich, wenn ich dir einen Gefallen tue, Alma."

„Man hat seine liebe Not mit den Männern."

„Desto mehr Rosen flechten uns die Damen ins Dasein." Peter erhob sich.

„Sie wollen schon fort?"

„Meine Zeit ist leider sehr gemessen!"

„Ich begleite Sie bis zum Bahnhof, Hollern."

„Sehr angenehm."

„Du kommst aber gleich zurück, Eberhard."

„Natürlich, Schatz. Ich kann den Herrn Baron doch nicht allein gehen lassen. Mit der Beleuchtung hapert's noch etwas hier draußen."

„Verehrte Frau Eyßen!"

„Adieu, Herr Baron! Schenken Sie uns bald wieder das Vergnügen."

„Wenn Sie gestatten?" —

An dem Bahnhofsschalter nahm Eyßen zwei Billette. „Sie kommen mit nach Berlin?"

„Selbstredend, Baron!"

„Aber Frau Gemahlin?"

„Ach Gott, meine Frau —! Sagen Sie selbst: kann ein Schriftsteller immer zu Hause sitzen? Wie? Woher soll er seine Vorwürfe nehmen, wenn nicht aus dem Leben?"

„Heute geht's also zum Garçon-Souper?"

„Vorwiegend Garçon!"

„Und garnichts ewig Weibliches?"

„Wenig! Sitzen in bunter Reihe!"



Morgenrot.. Nach einem Gemälde von Hermann Huisken.
Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Einige Wochen hatte es den Anschein, als sollten die Reibungen zwischen Dr. Müller und Herrn v. Golm aufhören und Tage friedlicher Verständigung anbrechen. Aber dann kam es gerade umgekehrt. Der Verleger und der Politiker gerieten schroff aneinander. Müller ließ es an beißenden Reden und Golm an groben Erwiderungen nicht fehlen, und eines Mittags, nach einer besonders peinlichen Szene, nahm der letztere Hut und Paletot.

„Sie wollen fort, Golm?"

„Selbstverständlich. Glauben Sie, daß ich für diesen Tintendespoten nur noch die Feder eintauche? Adieu Hollern, adieu Herr Abramsohn. Hoffentlich sehen wir uns mal wieder! Lassen Sie sich von dem Kerl nicht das Fell über die Ohren —"

Müller riß seine Tür auf. „Ich verbitte mir, daß Sie die Herren aufhetzen. Auf Grund des Paragraphen — verbiete ich Ihnen das Haus."

Golm machte dieselbe Gebärde, wie der Ritter mit der eisernen Faust, als ihn ein Trompeter zur Übergabe auffordert, und ging seines Weges. Herr Müller sank halb entseelt in seinen Sessel und nahm ein Brausepulver.

An Golms Stelle trat ein Professor Hopfgarten, ein älterer, liebenswürdiger Herr, der indessen die Arbeit an der Wochenschrift nur nebenher betrieb und die Artikel daheim in seiner Häuslichkeit schrieb. Er war früher Privatdozent gewesen, galt als ausgezeichneter Nationalökonom und lebte in sehr guten Verhältnissen.

Peter freundete sich mit dem Professor bald an; die gediegene Gründlichkeit und die wissenschaftliche Auffassung Hopfgartens fesselten ihn ungemein. Der Professor dagegen erfreute sich an Hollerns jugendlichem Enthusiasmus und dem Eifer, mit dem er alle Fragen angriff.

Hopfgarten war verheiratet; eines Sonntags, als Meta und Peter von dem üblichen Ausgang heimkehrten, fanden sie die Karten des Professors und seiner Gattin im Briefkasten.

„Wir machen doch Gegenbesuch, Peter?"

„Natürlich! Aber sehr entzückt von dieser Visite bin ich nicht. Es ist mir peinlich, daß die Leute uns hier aufgesucht haben, wo man um diese Jahreszeit eigentlich nur in hohen Schmierstiefeln gehen kann. Hopfgartens wohnen am Tiergarten und sind offenbar wohlhabend." Mehr sagte Peter nicht; aber im Innern spann er eine Gedankenreihe fort, die

wenig erfreulich war. Der Unterschied der Vermögens- und Wohnungsverhältnisse — das war das Wenigste! Hopsgarten war ein geistig-freier Mensch, der von solchen Dingen völlig absah, und seine Gattin dachte gewiß ebenso wie er. Aber welche Rolle mußte Meta neben der Professorin spielen? Meta, die in den einfachsten, geselligen Formen nicht sicher war, geschweige denn imstande, über irgendein Thema zu plaudern!

Auch die Kostümfrage machte Peter einige Sorgen. Meta verstand es ganz und gar nicht, den Ton der Kleidung zu treffen, der die Dame der guten Gesellschaft auch äußerlich kennzeichnet. Sie liebte Flitter und auffallende Sachen, die nicht zu ihrer Haarfarbe und zu dem Teint paßten. Dazu kam noch, daß ihre schmächtige Figur und die lose Haltung den Eindruck von Schüchternheit und Ungewandtheit hervorriefen.

So verzögerte er den Gegenbesuch Woche auf Woche, bis es nicht mehr länger angängig war; schließlich verlief die Visite besser, als Peter zu hoffen gewagt hatte. Eine welterfahrene, sehr liebenswürdige und — wie alle Menschen, die das Leben gesehen haben — milde und nachsichtige Dame, nahm Frau Professor Hopsgarten sofort den Faden der Unterhaltung auf und führte ihn zu einem glücklichen Ende. „Kommen Sie oft, Herr von Hollern," sagte sie, „und wenn Sie nicht können, schicken Sie mir Ihre liebe Frau allein! Wir leben still für uns: mein Mann nur seinen Studien, und ich literarischen und musikalischen Zerstreuungen."

Peter machte von der Einladung hin und wieder Gebrauch; er sah in den Unterhaltungen ein Mittel, um Meta einige Anschauung davon zu geben, was in der guten Gesellschaft üblich ist, und die Professorin schien ihm, wie in stillem Einverständnis, entgegenzukommen. Sie, eine überaus vielseitige Frau, welche die reichen Bildungsmittel der Großstadt wohlgenützt hatte, empfand ersichtlich Vergnügen, eine Art von erzieherischer Pflicht zu übernehmen; vielleicht aus dem Grunde, weil ihr Kinder versagt geblieben waren.

Aber nicht nur Meta konnte im Hause Hopsgarten lernen, auch für Peter boten die Besuche Stunden der Belehrung. In einer Stunde des Mißmutes und des Zweifels an seinem schriftstellerischen Talent schüttete er dem Professor sein Herz aus. Je eingehender er sich mit seinen kritischen Geschäften befasse, desto unsicherer werde er im Urteil.

Das geschah an einem Abend kurz vor Weihnachten. Die Professorin und Meta schmückten den Baum und besahen Weihnachtskataloge, der Professor und Peter saßen im Arbeitszimmer des Gelehrten, rauchten und plauderten.

„Was Sie mir da sagen, lieber Herr von Hollern, ist nichts Neues. Jeder von uns, und der wirklich Hochbegabte am meisten, ist solchen Anfechtungen ausgesetzt."

„Und wie erklären Sie das, Herr Professor?"

„Es mag wohl verschiedene Gründe haben; einer davon ist sicherlich der, daß man sich als Anfänger der Schwierigkeiten gar nicht bewußt ist."

„Dem möchte ich zustimmen. Mit welcher Naivität habe ich meine ersten Kritiken geschrieben!"

„Und gerade in diesem wagemutigen Drauflosgehen wird dennoch manchmal recht Gutes geleistet. Aber wenn man älter wird, dann läßt das Feuer nach, und es müssen wertvollere Eigenschaften ihren Einfluß geltend machen, sachliche Ruhe, Unbefangenheit, eingehende Begründung usw."

„Gesetzt nun, jemand sieht ein: Hierfür fehlt mir die Anlage — dieses Ziel erreiche ich nicht?"

„Dann ist es ehrenwert, wenn er sich niedrigere Ziele steckt; damit möchte ich aber um keinen Preis den Grundsatz aufstellen, als ob wir nicht nach dem Höchsten streben sollen. Kämpfen ist nun einmal Menschennatur, und der tüchtige Mensch streckt die Waffen erst mit dem letzten Blick."

„Aus diesem Grundsatz würde ich also für mich abzuleiten haben: Gründliche Studien und unablässige Weiterbildung."

„Selbstverständlich, wozu ich Ihnen gern den Weg zeigen will. Lassen Sie sich einige Semester immatrikulieren und hören Sie, wie und was andere Leute über literarische Probleme denken. Sie brauchen nicht in verba magistri zu schwören, aber die wissenschaftliche Methode wird Ihnen willkommen sein. — Das ist jedoch immer nur eine Seite, Herr von Hollern, die andere und wichtigere heißt: am Leben teilnehmen. Wir kennen uns ja erst wenige Wochen, aber den Eindruck habe ich doch schon gewonnen: Sie leben zu einsam! Sie sind zu weltfremd. Sie haben sich in Ihrem Tegel eingebaut, das ja im Sommer sehr schön sein mag, im Winter aber eine Eremitage vorstellt. Hinaus mit Ihnen! In die Gesellschaft! In die Politik! In Stadt und Land!" —

Peter sann lange den Worten seines alten Freundes nach, und sie berührten ihn um so tiefer, als er dadurch an das Urteil anderer Menschen erinnert wurde. War Eyßen nicht aus seiner protzenhaften Häuslichkeit geflohen, um „das Leben zu sehen"?

Aber wie es durchsetzen? Wie am Leben teilnehmen, wenn die Mittel so knapp waren, daß sie gerade nur für das blanke Dasein hinreichten? Wie Geselligkeit pflegen, wenn die Lebensgefährtin jede Beziehung, die schon bestand, beeinträchtigte, die Anknüpfung jedes neuen Bandes fast unmöglich machte? —

„Wie macht sich dein Kollege?" fragte die Professorin ihren Gatten, als Hollerns heimgegangen waren. „Bist du von unserer neuen Bekanntschaft entzückt?"



Wilhelm I. nach der Schlacht von Sedan. Nach einem Gemälde von Carl Röchling.

„Er ist ein braver, guter Junge, Hedwig. Wie es so oft geht, mit mehr Passion als Beanlagung. Und völlig weltunkundig; das muß wohl so im Offiziersstande liegen, ich habe es schon des öfteren beobachtet. — Nun und du? Was sagst du zu ihr? Bist du deiner menschenfreundlichen Aufgabe, aus diesem Geschöpf eine Dame zu formen, nähergerückt?"

„Nähergerückt wohl, Georg! Aber auch schon beinahe gescheitert. Es ist eine Danaidentätigkeit. Ich habe ihr die Kupferstichmappe gezeigt und daran dieses und jenes geknüpft, was nahe lag: Geschichte oder Kunst oder Reisen. — Nichts! Ich habe mit ihr von Haushaltungsdingen gesprochen, als wir den Baum putzten, von geselligem Leben usw. — nichts! Ich habe ihr einige Liedchen vorgespielt — nichts! Überall, wo man anklopft, absolutes Nichtwissen und, was noch schlimmer, Interesselosigkeit. Und diese Erkenntnis bestätigt mir, was du soeben von ihm sagtest. Weltunkundig wie ein Schulknabe. Er ist ein sehr eleganter Mensch von ausgezeichneten Formen und hätte sicherlich bei seinem Namen und lebhaftem Geist auch Karriere gemacht. — Wie konnte der Mann dieses Gänseblümchen heiraten!"

17.

Im Kaiserhof war Kavalierball. Draußen am Portal gegenüber der Dreifaltigkeitskirche rollte Equipage auf Equipage heran, und eine neugierige Zuschauerkette, die jedesmal wieder vordrängte, wenn der Schutzmann den Rücken kehrte, kritisierte jede Robe, jede Uniform, die unter den dicken Pelzen hervorlugte.

Drinnen im Saal wogte der Tanz zu den Klängen der Kapelle eines der Garderegimenter. Reizende junge Mädchen in duftigem Tüll und als einzigen Schmuck ein Bukett im Haar oder am Gürtel, junge Frauen in aller Lieblichkeit und Holdseligkeit neuen Eheglückes, alte Damen, rauschend in Brokat und Spitzenüberwürfen, schimmernd von Juwelen, alle Uniformen der Garderegimenter, die Herren vom Zivil in Eskarpins — ein entzückendes Bild und festlichen Glanzes.

Am Eingange einer der Nebensäle, dort wo der Diener die goldgerandeten Tanzkarten verteilt, treffen sich zwei Ehepaare: die beiden jungen Frauen schlanke Blondinen, von den Herren der eine im silbergestickten Waffenrock des 2. Gardefüsilier-Regiments, der andere in der roten Attila der Friesacker Husaren, Mönchs und Heydes. Auch Stella und Graf Egelfingen treten hinzu, und Graf Mönch übernimmt die Vorstellungen.

„Es ist schon lange mein Wunsch gewesen, Sie kennen zu lernen, gnädige Frau," sagt Gräfin Heyde, „und ich mache mir rechte Vorwürfe, daß wir noch immer nicht unseren Besuch gemacht haben. Aber die Saison hebt ja auch erst an."

„Mein Mann hat mir viel von Ihrem Herrn Gemahl erzählt," erwiderte Margarete, „sie sind seinerzeit auf Zentral-Turnanstalt zusammen gewesen, wenn ich nicht irre."

„Ich glaube ja! Ihren Herrn Bruder kenne ich auch — das heißt, ich weiß nicht, ob Sie mehrere Brüder haben — den berühmten Dichter meine ich."

(Fortsetzung folgt.)



Die Kosten eines Weltkriegs.

Von Alfred Semerau.



Als man den berühmten Marschall Trivulzio fragte, was zum Krieg gehöre, erklärte er mit immer stärkerem Nachdruck: „Geld, Geld, Geld!“ Und Friedrichs des Großen Antwort auf die Frage, wer zum Sieg helfe, lautete: „Der liebe Gott ist immer mit die stärksten Regimenter.“ Die Erwiderung beider Feldherren sagt dasselbe. Das Kriegsspiel wird erfolgreich zu Ende geführt, wenn Geld zur Genüge vorhanden ist. Erfolge im Krieg können am besten, vielleicht allein nur ziffernmäßig dargestellt werden. Ein Staat mit erschöpfter Finanzmacht wird selbst bei erlesenem Menschenmaterial nur mit Mühe sich behaupten können: Geld ist im Krieg letzten Endes der „Nerv der Dinge“, ein Wort, das man in verschiedenster Wandlung aus dem Mund von Staatsmännern und Kriegführern aller Jahrhunderte immer wieder vernommen hat.

Der Krieg aber ist im Lauf der Zeit immer kostspieliger geworden. Er fordert, mit den Fortschritten der Technik anspruchsvoller geworden, immer größere Opfer an Blut und Gold. Die modernen Kriegsmittel sind ebenso kompliziert wie teuer. Ein jedes von ihnen wird mit jedem Jahr mehr ausgebaut und verfeinert. Wie einfach, nur im Hinblick auf die Kriegsmittel, sind die Feldzüge Napoleons gegen die unserer Zeit! Das Material an Menschen war für ihn das bedeutendste und teuerste. Die großen Ausgaben für Eisenbahn, Luftschiff, Marine, um nur sie zu nennen, fielen für ihn fort.

Wir können heute mit Hilfe der sorgsam gepflegten Statistik uns eine Vorstellung davon machen, welch ein Unterschied hinsichtlich der Kosten zwischen den Kriegen der letzten Jahrzehnte und dem großen deutsch-französischen Feldzug von 1870 ist. Auch er, so bedeutend und folgenreich er war, erscheint uns im Vergleich zu dem heute entbrannten Kriege klein, wie groß auch seine Opfer gewesen sind. Was Frankreich an Menschenverlust erlitt, hat man auf 21500 Offiziere und 702000 Soldaten, seine Kriegsausgaben auf 1088 Millionen Mark berechnet; den Verlust Deutschlands beziffert man auf 6247 Offiziere und 123400 Soldaten, seine Kriegskosten auf 1550 Mill. Mark.

Der deutsch-französische Krieg war im Verhältnis zu dem 31 Monate dauernden südafrikanischen Feldzug kurz. Er kostete England 44700 Mann und 4220 Mill. Mark.

Der kürzere nur anderhalb Jahre währende russisch-japanische Krieg brachte Japan eine Einbuße von 135000 Mann und 4060 Millionen Mark, seinem Gegner kostete er an Soldaten 350000 und 6 Milliarden Mark.

Diese Summen, die der Krieg zwischen nur zwei Mächten verschlang, erlauben uns einen Schluß auf die Kosten eines Weltkriegs zu ziehen.

Ein Reichsrat in Österreich-Ungarn erklärte, man werde, die Summen für Pensionen, Entschädigungen und andere sich aus dem Krieg ergebende Ausgaben ungerechnet, täglich 10 Mark für jeden Soldaten brauchen. Danach würde, wenn 2 Millionen Soldaten mobil gemacht würden, ein halbjähriger Krieg bereits 3600 Mill. Mark kosten.

Ein englischer Finanzier hat die Summe, die Deutschland in den ersten sechs Wochen nach der Kriegserklärung aufzubringen hätte, auf 2450 Millionen Mark angesetzt. Fest steht jedenfalls, daß die Ausgaben eines großen Staats im Krieg während des ersten Vierteljahrs auf mindestens 2 Milliarden Mark beziffert werden müssen.

Das aber sind nur die direkten Aufwendungen. Man kann daraus ohne Mühe eine ungefähre Aufstellung der Kosten machen, die der Krieg für die Großmächte bildet. Dazu kommt dann der Materialschaden, den der Staat allein an der Wehrmacht erleiden kann. Man denke nur an die Zerstörung der Flotte! Verlöre z. B. England die seine, so würde, nach der Berechnung Crammonds, ihr Wiederaufbau 2 Milliarden Mark kosten.

In die Kosten eines Kriegs müssen auch die Verluste des Handels, des Gesamtvermögens des Landes eingestellt werden, die selbst bei glücklichem Ausgang des Kampfes ungeheure sind. Nähme man z. B. das Gesamtvermögen Englands mit 160 Milliarden Mark an, so dürfte die Herabsetzung dieser Summe durch einen Krieg mit mindestens zehn Prozent angenommen werden; das ergäbe eine Wertherabsetzung von 16 Milliarden.

Dann wird im Krieg der Handel gänzlich lahm gelegt — ein Verlust von ungefähr 2 Milliarden Mark für England, wie Crammond feststellt.
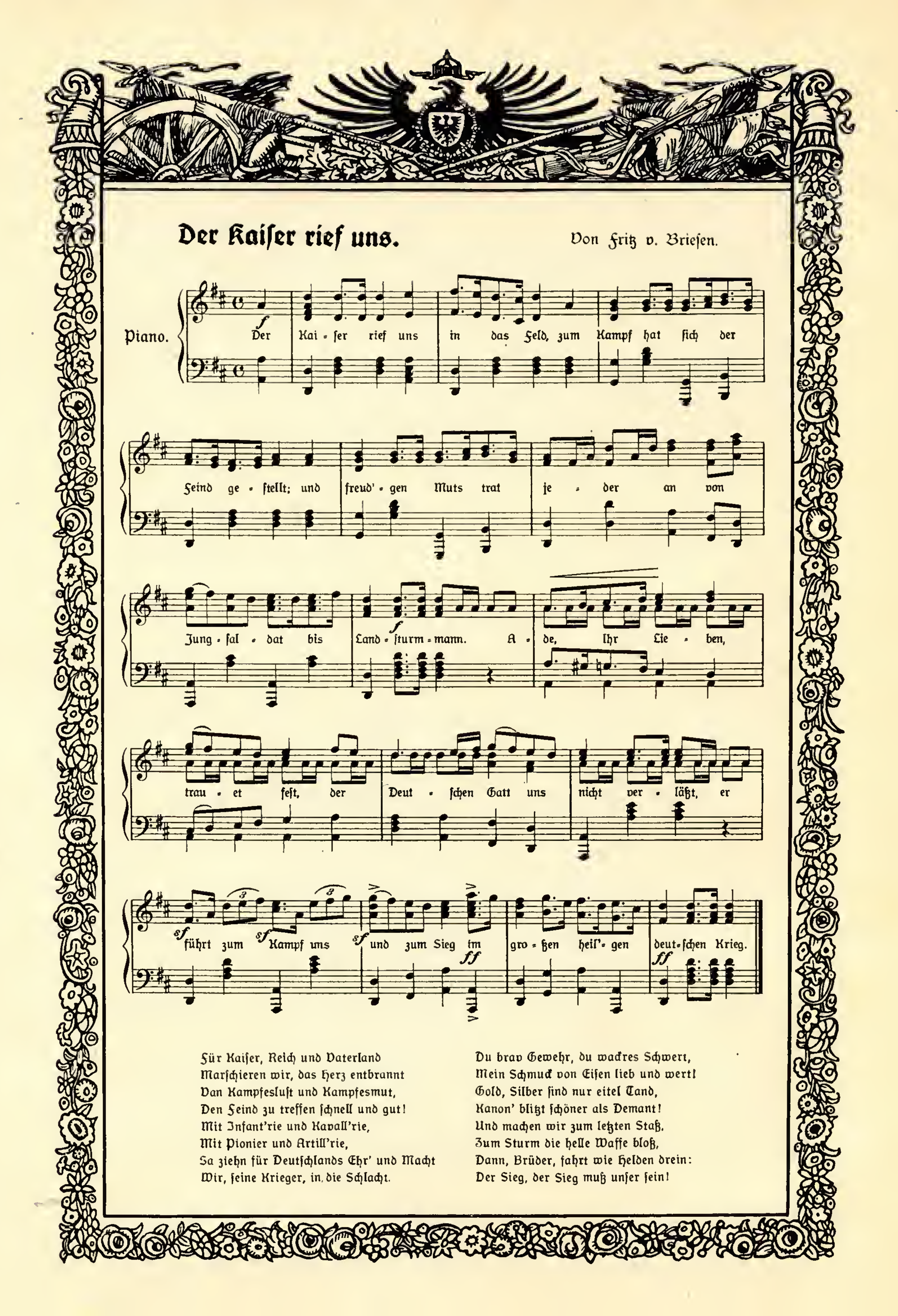
Die Statistik liefert uns mit möglichster Genauigkeit das Zahlenmaterial für Handel und Verkehr, für Ein- und Ausfuhr. Wir vernehmen, daß das Deutsche Reich im Jahre 1912 einer Einfuhr von Getreide, Baumwolle, Wolle, Häuten und Fellen, Drogen, Kohlen, Holz, Kaffee, Seide, Kautschuk, Sämereien, Garn, Tabak, Metallen im Wert von 10691,4 Millionen Mark eine Ausfuhr von Eisenwaren, Kohlen, Maschinen, Baumwollwaren, Chemikalien, Wollwaren, elektrotechnischen Erzeugnissen, Kurzwaren, Zucker, Seidenwaren, Büchern, Eisen, Papier, Farben, Lederwaren, Instrumenten usw. im Werte von 8956,8 Millionen Mark entgegenstellt.

Ähnliche Zahlen treffen wir bei den andern Großmächten: Der Einfuhr Frankreichs von 7847,9 Millionen Mark steht die Ausfuhr von 6409,8 Millionen Mark gegenüber. Bei Rußland beziffert sich die Einfuhr auf 2581,1 Millionen Mark, die Ausfuhr auf 3660,2 Millionen. Selbst bei einer Macht zweiten Ranges wie Spanien handelt es sich hier noch um außerordentliche Summen (Einfuhr 912,5; Ausfuhr 916,8 Millionen Mark).

Der Schaden, den der Handel bei einem Weltkrieg erleidet, ist nur annähernd zu schätzen.

Die Verhältnisse sind für jeden Denkenden und Einsichtigen zu übersehen. Der Moloch Krieg verschlingt alles Gold. Der Verkehr im Land ist im Verhältnis zur Friedenszeit gehemmt, der Verkehr zu Wasser im Land ist mindestens stockend. Der Verkehr über See ist für die Kriegführenden, soweit sie ihre Handelsschiffe nicht durch ihre Flotte aufs nachdrücklichste zu schützen vermögen, unmöglich. Die allgemeine Ungewißheit über Ende des Kampfes und Frieden lähmt jede Unternehmungslust. Das Geld ist rar. Niemand weiß, was der Krieg noch an Opfern fordert. Man erwartet den Ausgang. Die Grenzen sind gesperrt. Man kann seinen eventuellen Überfluß an entbehrlichen Dingen nicht eintauschen gegen das, was wir bis dahin zu brauchen gewohnt waren. So ist es überall: Fülle und Mangel. Der Handel, der den Ausgleich vermittelt und schafft, ist tot. In Kriegszeiten wird das auch jedem, der sonst sich nicht derartigen Betrachtungen hinzugeben pflegt, man möchte sagen körperlich, am eignen Leibe klar. So wird man denn auch nicht verwundert sein, wenn man hört, daß ein Weltkrieg, der nur ein Jahr dauert, dem allgemeinen Handel einen Schaden von 10 Milliarden Mark zufügt.

„Geld, Geld, Geld“, sagte der alte Trivulzio.


Der Kaiser rief uns.
Von Fritz v. Briesen.
Piano.
f
Der Kai - ser rief uns in das Feld, zum Kampf hat sich der
Feind ge - stellt; und freud' - gen Muts trat je - der an von
Jung - sal - dat bis Land - sturm - mann. A - de, ihr Lie - ben,
trau - et fest, der Deut - schen Gatt uns nicht ver - läßt, er
führt zum Kampf uns und zum Sieg im gro - ßen heil' - gen deut - schen Krieg.
Für Kaiser, Reich und Vaterland
Marschieren wir, das Herz entbrannt
Van Kampfeslust und Kampfesmut,
Den Feind zu treffen schnell und gut!
Mit Infant'rie und Kavall'rie,
Mit Pionier und Artill'rie,
Sa ziehn für Deutschlands Ehr' und Macht
Wir, seine Krieger, in die Schlacht.
Du brav Gewehr, du wackres Schwert,
Mein Schmuck von Eisen lieb und wert!
Gold, Silber sind nur eitel Tand,
Kanon' blitzt schöner als Demant!
Und machen wir zum letzten Staß,
Zum Sturm die helle Waffe bloß,
Dann, Brüder, fahrt wie Helden drein:
Der Sieg, der Sieg muß unser sein!



Nikolaiken am Spirdingsee in Masuren. Der Mittelpunkt des Schlachtfelds.

Das Schlachtfeld in Ostpreußen.

Von J. Alberty.

Mit 15 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Die deutsche Siegeszuversicht hat es nie bezweifelt, daß die Bedrohung Ostpreußens nur eine Episode in den weltgeschichtlichen Ereignissen des gigantischen Völkerringens sein könnte, dessen Zeuge unsere Zeit ist. Der unvergleichliche Sieg, den die deutsche Ostarmee in dreitägigem Kampfe bei Gilgenburg—Ortelsburg über die Russen errungen hat, war zugleich die Säuberung des nordöstlichsten deutschen Kulturgebietes von den halb asiatischen Kosakenhorden — des Gebietes, das uns Deutschen als die Wiege der preußischen Monarchie und des geeinten Deutschen Vaterlandes besonders teuer und wert ist. Knappe sechs Jahre fehlen an der Vollendung des vierten Jahrhunderts, seit Ostpreußens Schicksal untrennbar verknüpft ist mit dem aufsteigenden Glanze des Hohenzollernhauses, ihm unerschütterlich treu ergeben in trüben Stunden des herbsten Leides wie im Sonnenglanz des geeinten Reiches. An Heimsuchungen, noch schlimmer als die jetzigen, hat es Ostpreußen nicht gefehlt. Hier auf ostpreußischem Boden spielten sich die gewaltigen Kämpfe zwischen dem Deutschen Ritterorden und den Litauern und Polen ab, später die schwedisch-polnischen Erbfolgekriege, in die der Große Kurfürst mit jenem vielbewunderten Zug über das Eis des Kurischen und Frischen Haffs, den das Wandgemälde des Düsseldorfer Malers W. Simmler in den Feldherrnhallen des Berliner Zeughauses anschaulich darstellt, so erfolgreich eingriff, daß durch den Frieden zu Oliva die Unabhängigkeit Ostpreußens von der polnischen Herrschaft dauernd festgelegt wurde. In der Schloßkirche zu Königsberg setzte sich Friedrich Wilhelm III. die Königskrone aufs Haupt und erhob damit Brandenburg-Preußen zum Königreich. Unter der Regierung des alten Fritz hatte Ostpreußen unter den Einfällen der Schweden und besonders der Russen, die dort sogar ihre Herrschaft etablierten, viel zu leiden, und unter Friedrich Wilhelm III. spielte sich 1807 hier in Ostpreußen die Katastrophe jenes unglücklichen Krieges ab. Aber aus den folgenden Jahren der Schmach und höchsten Not strahlt in dieser fernen Ostmark eine unvergleichliche patriotische Opferwilligkeit hervor und zuletzt jene heldenhafte Entschlossenheit, womit Ostpreußen der alldeutschen Erhebung gegen den korsischen Eroberer voranschritt. Hier von Ost-

Ruinen eines ostpreußischen Städtchens, das der Zerstörungswut der Russen zum Opfer fiel.

Der malerische Beldahnsee in Masuren. Masuren ist der Schauplatz des Vernichtungskampfes gegen die Russen, der den Deutschen 70000 Gefangene und dem Feind den Verlust seiner gesamten Artillerie brachte. Die Bodenbeschaffenheit des Landes ist den Russen zum Verderben geworden. Außer den großen Seen und Mooren, über die jede gute Karte orientiert, gibt es zahlreiche Tümpel, Seen und zu Wiesen gewordene Moore, in die der Feind geriet und die namentlich die Beförderung von Geschützen unmöglich machten.



Ansicht der Stadt Rastenburg.

Das ostpreußische Städtchen Angerburg bei den masurischen Seen. Phot. Dr. Trenkler & Co.

preußen ging damals die Regeneration Preußens aus. Hier erwirkten Männer wie Stein und Hardenberg die Befreiung des Bauernstandes, schufen sie durch die Städteordnung die moderne Selbstverwaltung, wurde die Landwehr eingeführt und die heilige Flamme der Vaterlandsliebe zu einer Glut entfacht, die zur Befreiung des Vaterlandes führte. Und wiederum war es ein Ostpreuße, der spätere erste Präsident des Reichsgerichts, Simson, der an der Spitze jener anfangs so verkannten Bewegung zur Einigung aller deutschen Stämme unter der Kaiserkrone der Hohenzollern stand und der Wortführer der Deputation war, die das Frankfurter Parlament zu König Friedrich Wilhelm IV. mit der Bitte sandte, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Und welchen Anteil Ostpreußen an der Blüte der deutschen Wissenschaft und Literatur hat, ist bekannt. Namen wie Kant, Herbarth, Rosencrantz, Bessel, Burdach, Karl Gust. Jacobi, Herder, Max v. Schenkendorff, Rudolf v. Gottschall, Ernst Wichert, Felix Dahn, Wilhelm Jordan, von neueren Max Halbe, Hermann Sudermann, Arno Holz und eine lange Reihe hervorragender Mediziner und Juristen, die alle in der Königsberger Albertina lehrten oder lernten, bezeugen, wie viel und wie stark das geistige wie das öffentliche Leben Deutschlands von Ostpreußen aus befruchtet worden ist.

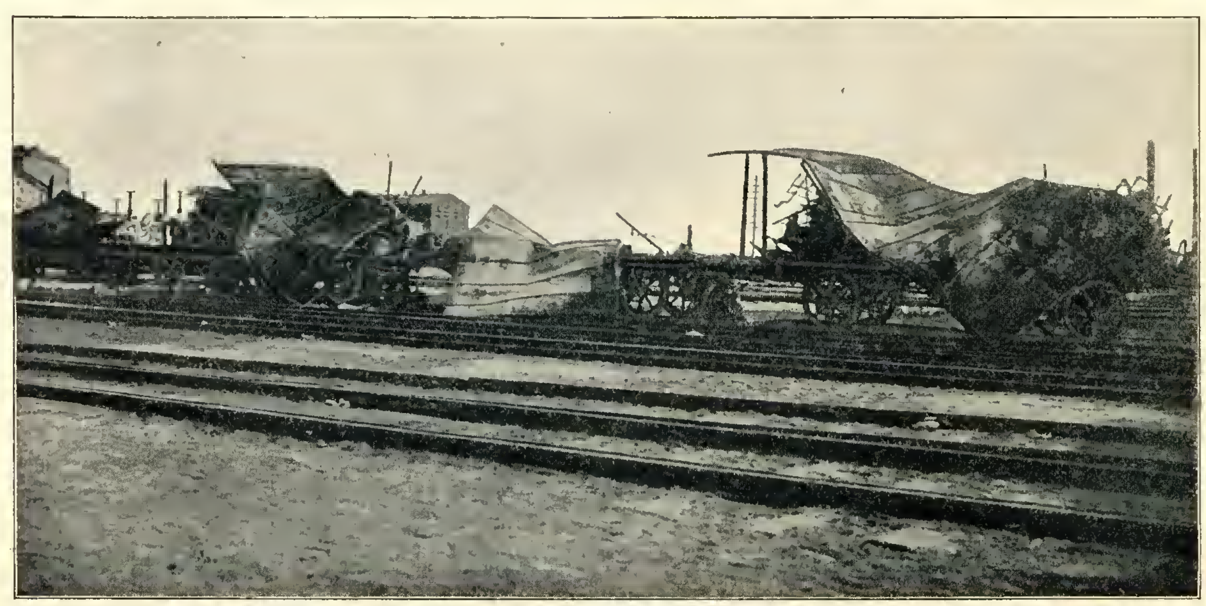
All dessen wird man sich heute erinnern wie an jene große Zeit vor mehr als hundert Jahren, da Ostpreußen und seine gesamte Bevölkerung einen Mut, eine Tatkraft, eine Opferwilligkeit, einen vorbildlichen Patriotismus betätigten, an dessen Flamme sich die Herzen aller deutschen Stämme



Geflüchtete Bewohner Ostpreußens, die in den Unterkunftsstätten der Stadt Berlin liebevolle Aufnahme und Versorgung fanden.

Ostpreußische Trümmerstätte nach dem Abzug der Russenhorden. Das Verhalten der Russen an der Ostgrenze, die sengend, mordend und plündernd vorgingen, spricht allem Völkerrechte Hohn.

entzündeten. Wieder leben wir in einer großen Zeit, in einer Zeit der Begeisterung, Opferwilligkeit und Tatkraft, die die ganze Nation ohne Unterschied der sozialen, politischen und religiösen Stellung ergriffen hat. Und wiederum ist es Ostpreußen, das den ersten Ansturm des Feindes auszuhalten hat und dabei das heilige Erbe der Väter an Standhaftigkeit, Mut und Opferwilligkeit wahrt. Viele Familien haben vor dem Ansturm der russischen Mordbrenner in jenen ostpreußischen gefährdeten Grenzbezirken Haus und Herd verlassen müssen. Was mühsamer Fleiß und redliche Arbeit geschaffen haben, ist vielfach der Zerstörungswut kosakischer Horden zum Opfer gefallen, die sengend, brennend und mordend durch die unbeschützten Ortschaften zogen. Tausende jener kernhaften, echt deutschen und treuen Bewohner Ostpreußens haben die geliebte heimatliche Scholle, an der sie mit



Ein durch die Russen in Brand gesteckter und vernichteter deutscher Güterzug an der Ostgrenze.


Aus der deutschen Grenzgarnison Tilsit am Memelstrom.


Memel, die nördlichste Grenzstadt Deutschlands, am Ausgang des Kurischen Haffs.


Die Stadt Insterburg, an der Hauptlinie Königsberg—Kowno, die vor dem Einfall der Russen vorübergehend geräumt wurde. Phot. Dr. Trenkler & Co.

allen Fasern ihres Herzens hängen, verlassen müssen und sind ohne Hab und Gut nach der Reichshauptstadt gekommen. Überall regt sich nun das verdiente Mitgefühl mit diesen ostpreußischen Flüchtlingen. Man wetteifert, ihnen die Dankesschuld zu zahlen, die ihnen für ihr treues, mannhaftes Ausharren und ihr Leid um des geliebten Vaterlandes willen gebührt. Das ganze deutsche Volk weiß sich eins mit seinem Kaiser, der auch hier durch seinen Erlaß an das Staatsministerium vom 27. August das rechte Wort und die rechte Tat gefunden hat: „Die Heimsuchung meiner treuen Provinz Ostpreußen durch das Eindringen feindlicher Truppen erfüllt mich mit herzlicher Teilnahme. Ich kenne den in noch schwererer Zeit bewährten unerschütterlichen Mut meiner Ostpreußen zu genau, um nicht zu wissen, daß sie stets bereit sind, auf dem Altar des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern und die Schrecknisse des Krieges standhaft auf sich zu nehmen, Das Vertrauen zu der unwiderstehlichen Macht unseres heldenmütigen Heeres und der unerschütterliche Glaube an die Hilfe des lebendigen Gottes, der dem deutschen Volke in seiner gerechten Sache und Notwehr bisher so wunderbaren Beistand geleistet hat, werden niemanden in der Zuversicht auf baldige Befreiung des Vaterlandes von den Feinden ringsum wanken lassen. Ich wünsche aber, daß alles, was zur Linderung der augenblicklichen Not in Ostpreußen, sowohl der von ihrer Scholle vertriebenen als auch der in ihrem Besitz und Erwerb gestörten Bevölkerung geschehen kann, als ein Akt der Dankbarkeit des Vaterlandes sogleich in Angriff genommen wird. Ich beauftrage das Staatsministerium im Verein mit den Behörden des Staates, den provinziellen und städtischen Verbänden und den Hilfsvereinen auf den verschiedenen Gebieten der Fürsorge, durchgreifende Maßnahmen zu treffen und mir vom Geschehenen Meldung zu machen."

Die Hilfsaktion wird zweifellos die wärmste Beteiligung aller Kreise des Volkes finden.

Aber sie stellt gewiß große Anforderungen, denn es ist eine ganze Reihe blühender Städte, deren idyllischer Frieden durch den Krieg grausam zerstört worden ist. Unberührt von der russischen Invasion scheint die nahe an der russischen Grenze gelegene nördlichste Stadt Preußens, Memel, zu sein. Diese Stadt, mit einem wunderbaren Seehafen und modernen, teilweise mit Alleen geschmückten Straßen, hat seine einstige wirtschaftliche Bedeutung als Handelsstadt seit jener Zeit, da die Russen die Eisenbahnlinie Eydtkuhnen—Wilna bis Libau weiterführten, eingebüßt. Im Memeler Magistratsgebäude hatte nach dem unglücklichen Kriege das preußische Königspaar von 1807 bis 1808 Aufenthalt genommen. Die Räume werden pietätvoll noch heute in demselben Zustand gelassen. Hier befindet sich unter den Gemälden, die die Wände zieren, das beste Porträt der Königin Luise, ein Meisterwerk Kügelgens. An Bildwerken ist das Denkmal Simon Dach's zu erwähnen, des bekannten Verfassers des Liedes „Ännchen von Tharau", dessen Geburtsort Memel ist. In der Nähe der See, im sogenannten Sandkruge, soll Kotzebue das bekannte Gedicht „Es kann ja nicht immer so bleiben" gedichtet haben. Wunderbar ist die Umgegend dieser nördlichsten Stadt, die seit ihrer Gründung nicht weniger als neunmal durch Feindeshand oder Feuersbrunst zerstört worden ist. Memel ist der Endpunkt der Eisenbahnlinie Insterburg—Memel. Ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Städten liegt das mächtig emporstrebende reizende Städtchen Tilsit, dem die Russen dieser Tage glücklicherweise nur einen flüchtigen Besuch abstatteten. In einer Breite von 300 bis 400 m fließt an der Nordseite der Memelstrom, der bei Schmalleningken als Njemen in deutsches Gebiet hinüberfließt. Ein reger Holztriften- und Dampferverkehr und der Handel mit landwirtschaftlichen Produkten bilden die wirtschaftliche Signatur des sauberen und schmucken Städtchens, das heute bereits über 50000 Einwohner zählt. Den Turm der lutherischen Kirche, der frei auf sechs Kugeln ruht, wollte Napoleon I. seiner Zeit, als er zum Friedensschluß dort weilte, nach Paris schaffen lassen. Allein



Die Stadt Johannisburg in Masuren, nahe der russischen Grenze. Phot. Dr. Trenkler & Co.



Ansicht aus dem Städtchen Stallupönen, das von den Russen geplündert wurde.



Die Stadt Elbing am Frischen Haff. In der Nähe von Elbing liegt das kaiserliche Mustergut Kadinen.



Eine von den Russen zerstörte Eisenbahnstation. Sinnlose Verwüstung bezeichnet überall den Weg unserer Feinde, die diesseits und jenseits der Grenze gleichschlimm hausen.

kein Baumeister getraute sich, die Arbeit auszuführen. Auf dem Marktplatz, gegenüber dem Magistratsgebäude, erhebt sich das Denkmal des Dichters Max v. Schenkendorfs, eines Sohnes der Stadt. Etwa fünfviertel Stunden Bahnfahrt südlich liegt das in letzter Zeit vielgenannte Städtchen Insterburg, die Geburtsstätte Wilhelm Jordans und Ernst Wicherts. Insterburg ist der Knotenpunkt von fünf Bahnlinien und hat sich in den letzten Jahren glänzend entwickelt, ganze Stadtteile sind durch moderne Neubauten geschaffen worden. Östlich nach der russischen Grenze führt die Bahnlinie über Gumbinnen—Stallupönen nach dem deutsch-russischen Grenzort Eydtkuhnen. Hier haben bekanntlich die deutschen Truppen mit den Russen siegreiche Gefechte gehabt. Gumbinnen ist der Sitz der Regierung und macht ganz den Eindruck einer vornehmen, etwas steifen Beamtenstadt. Bemerkenswert ist die Uferpromenade an der Rominte. Ein ostpreußischer Spruch, der dieses Städtchen charakterisiert, lautet:

„Wer aus Insterburg kommt unbekneipt,
Aus Gumbinnen unbeweibt,
Aus Pillkallen ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen."

Stallupönen trägt dagegen mehr den Charakter eines kleinen Landstädtchens. Überall auf dieser Strecke von Eydtkuhnen bis Insterburg hat bis zum Ausbruch des Krieges ein lebhafter Kleinhandelsverkehr nach Rußland stattgefunden. Die größten Geschäftsverbindungen mit Rußland aber hat Königsberg, die ostpreußische Residenzstadt. Hier ist der Sitz der Regierungsbehörden, es ist Seestadt, Festung, starke Garnisonstadt, Universitätsstadt, Sitz der höchsten Gerichtsbehörden der Provinz. Es ist reich an Denkmälern und Kunstschätzen sowie wissenschaftlichen Instituten und historischen Gebänden. Die ostpreußische Gelassenheit und Ruhe weicht hier schon etwas der großstädtischen Beweglichkeit. Das geistige wie gesellschaftliche und geschäftliche Leben ist in normalen Zeiten ein außerordentlich reges. Durch die Niederlegung der Festungswälle, die zurzeit in Angriff genommen ist, breitet sich die Stadt nach den Gartenvorstädten hin ständig aus. Als Naturschönheiten sind die Seebadeorte an der samländischen Küste zu erwähnen. Auf der ganzen Strecke von Memel bis Insterburg ist die litauische Bevölkerung neben der deutschen vorherrschend. In dem südlichen Ostpreußen dagegen, das uns Rich. Skowronnek in seinen „Masurischen Dorfgeschichten" schildert, wird viel masurisch gesprochen. Auf der Bahnstrecke Königsberg—Lyck liegt das bekannte masurische Seengebiet mit seinen prächtigen Seen und vielen, unabsehbaren Wäldern und Mooren, die etwa den zehnten Teil des Landes bedecken. Vielen Teilen Masurens und des angrenzenden Oberlandes geben die Endmoränen der Eiszeit, wellige Hügelketten von 200 bis 300 m Höhe, ein charakteristisches Gepräge. Östlich und südlich von Rastenburg—Lötzen liegen die Ortschaften, die am stärksten von den russischen Kosakenhorden zu leiden hatten. **Lötzen** ist durch eine abwechslungsreiche Umgebung ausgezeichnet. Eine Bahnstation weiter nach Westen liegt **Rastenburg** mit einer sehenswerten alten Kirche. Südöstlich von Rastenburg kommen wir in das Gebiet von **Ortelsburg** und **Soldau**, wo in diesen Tagen die wackeren deutschen Soldaten den Russen die erste entscheidende Niederlage beibrachten. Es liegt an der einst sehr belebten Königsberg—Warschauer Handelsstraße, ist heute aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht recht unbedeutend.

Wie es jetzt in all diesen blühenden Gemeinwesen nach den Plünderungen und Verwüstungen durch die russische Soldateska aussehen mag, läßt sich nicht sagen. Aber das eine wissen wir, daß die unter den Schrecknissen des Krieges leidende Bevölkerung vollen Ersatz finden wird, und daß auch hier das Wort des Dichters sicher gelten wird: „Und **neues Leben** blüht aus den Ruinen."



Erkundungsflug und Beschießung eines mit Maschinengewehr ausgerüsteten Flugzeugs in Feindesland.

Nach einer Zeichnung von Hans R. Schulze.



Hamburg aus der Vogelschau.

Hamburg in Kriegserstarrung.

Von Dr. Artur Obst.

Wenn der dröhnende Schritt der in den Krieg ziehenden Bataillone auf dem Asphalt der Großstädte verhallt und die mit grünen Reisern geschmückten, mit lustigen Witzen und Karikaturen bemalten, endlos langen Eisenbahnzüge, die die Vaterlandskämpfer an die Grenze bringen, aus den Bahnhöfen gerollt sind, dann wird es eine Weile still in den mächtigen Wohnstätten der Millionen. Eine bleierne Ruhe lagert über ihnen, eine Ruhe aber, die nicht der des Friedhofes gleicht, sondern der einer Schlummerstätte von vielen Tausenden in einer schwülen Sommernacht. Die Luft ist mit elektrischer Spannung geladen, und es bedarf nur des Kontaktes, um aus ihr Flammen emporlodern zu lassen: Jubel und Schmerz begegnen sich in diesem jäh erwachsenden Brande, Jubel über die herrlichen Siege der Unsrigen, Schmerz über die ungeheuren Opfer, die solch ein Weltenbrand erfordert. Und ist dann das plötzliche Erwachen vorüber, dann sinkt die Erstarrung, das Schweigen wieder auf die Stadt, gewärtig der nächsten Entflammung . . .

Liegt diese Stille schon über jeder Großstadt unseres von drei Seiten ruchlos überfallenen Reiches, so macht sie sich besonders da geltend, wo die Lebensadern der Städte, die Ströme, unterbunden sind, in den Handelsstädten, besonders in Hamburg und Bremen, wenn auch Nord- und Ostsee für den Handel der neutralen Staaten vollkommen frei sind und die Hamburg-Amerika-Linie mutig eine Schiffahrtsverbindung zwischen Hamburg und Dänemark wiederhergestellt hat, so sind doch die Häfen von der direkten Verbindung mit dem Weltmeer nahezu hermetisch abgeschlossen. Nur selten zieht ein großer Dampfer seine Bahn auf dem Strom, und wenn das Leben nicht ganz von der Elbe verschwunden ist, so ist das den wenigen Schiffen zu danken, die dem Lokalverkehr dienen, und den wenigen Seglern und Ruderbooten, die hin und wieder die Wasserfläche beleben. Blockade? Nein . . . noch ist kein deutscher Hafen blockiert, aber ein unheimliches Schweigen lagert über dem Hafen, in dem sonst der Pulsschlag des Weltverkehrs dröhnt. Was sich noch in den Hafen retten konnte, liegt vertäut in den weiten Hafenbassins, an den Kais und an den Schlengeln. Das Leben auf ihnen ist erstorben; keine Dampfwinde kreischt mehr, die kleine Wachmannschaft, die an Bord belassen ist, lehnt gleichgültig an der Reeling, jede Arbeit ruht. Die Einrichtungen für drahtlose Telegraphie sind heruntergenommen und selbst von den Ladebäumen sieht man keine Spur. Stiller als am Sonntag in friedlicher Zeit ist es, und dem, der das emsige Treiben und Hasten auf den Schiffen, an den Kais und auf den Werften gewohnt ist, legt sich trotz der frischen, fast herbstlich klaren Luft dies unheimliche Schweigen beklemmend auf die Brust.

In Hamburgs Geschichte ist solch ein Zustand nicht zum ersten Male in die Erscheinung getreten: just vor hundert Jahren war es ähnlich so. Da kam erst die englische Blockade, dann Napoleons Kontinentalsperre. Fast ein Jahrzehnt hindurch flatterte keines Kauffahrteischiffes Wimpel auf dem Elbstrom, ganz Hamburg lag im Dornröschenschlaf unter der brutalen Faust des Korsen. Damals hoffte fremde Gewalt Hamburgs Handel für alle Zeiten vernichtet zu haben, aber es war eben nur ein Dornröschenschlaf. Es kam der Friede, als das Lilienbanner der Bourbonen die Adler abgelöst hatte und der französische Usurpator auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo verblutet war. So wird es auch diesmal geschehen, nur daß die dichte Dornenhecke des Krieges bestimmt weit früher durch das scharfe deutsche Schwert

durchschnitten werden und sich der lebenbringende Kuß des Prinzen Friede eher auf die schlummernde Königstochter Hammonia senken wird.

Indes die Stadt dieses Ritters harrt, liegt sie in Kriegserstarrung da: das Schweigen des Hafens, in dem das Leben sonst Tag und Nacht seine Wellenkreise schlug, die Stille auf den Kontoren, in den Kaufhäusern und der Börse teilt sich, wenn das Abenddunkel auf Stadt und Strom herniedersinkt und der Mond in diesen wundervoll klaren Nächten über den Harburger blauen Bergen emporsteigt, der ganzen Millionenstadt mit. Flutet das Leben am Tage auch noch so mächtig durch die Straßen, nimmt das Suchen und Hasten nach der immer seltener werdenden Arbeit auch bisweilen beängstigende Dimensionen an, so flaut es doch nach dem Erscheinen der Abendblätter merklich ab; die Wirtschaften selbst am Hafen sind nur spärlich besucht, und sogar in dem lebensfrohen St. Pauli vernimmt man nur selten die vaterländischen Weisen einer spärlich besetzten Kapelle oder eines Grammophons, das sich vergeblich bemüht, die paar Vorübergehenden noch anzulocken. Mit dem Glockenschlag „elf“ hört aber auch dies spärlich rinnende Leben auf. Alle Wirtschaften müssen geschlossen werden, eine Verfügung des Kommandierenden Generals, die mit außerordentlicher Strenge innegehalten wird, und fast unmittelbar darauf versinkt die große Stadt in nächtlichen Schlummer. Man könnte das Gefühl haben, daß man sich in einer Kleinstadt des Mittelalters befände, wenn man nicht hin und wieder durch einen langsam dahingleitenden Hochbahn- oder Vorortsbahnzug, durch einen knapp besetzten Straßenbahnwagen daran erinnert würde, daß wir im Zeitalter des Verkehrs leben. Fast nicht wundernehmen würde es uns in der Stille, wenn mit Pike, Laterne und Knarre ein Nachtwächter dahergeschritten käme und den guten Bürgern der Stadt verkündete, daß die Glocke elf geschlagen habe und Feuer und Licht zu bewahren sei. Der Ehrenwachtdienst des Polizeihilfskorps, das zumeist aus Schützen und altgedienten sonstigen Bürgern besteht, rückt diese Erinnerung uns näher. Ernst und seines wichtigen Amtes sich voll bewußt schreitet der Würdige, angetan mit der weiß-roten Schärpe, durch die stillen Straßen dahin, indes die Orden und Ehrenzeichen auf seiner Brust leise aneinanderklirren, jeden Vorübergehenden daran mahnend, daß auch er einst treu gedient hat seine Zeit und daher mit Säbel und mit Gewehr wohl umzugehen versteht.

Der Mond, der bleiche Geselle, muß jetzt auch für die Großstadt den Dienst leisten, den er sonst nur in Kleinstädten und Dörfern des lieben deutschen Vaterlandes ausübt: er muß für Beleuchtung sorgen, denn um Gas, Elektrizität und Kohlen zu sparen, wird die öffentliche Beleuchtung schon zu früher Stunde wesentlich herabgesetzt, und da die Wirtschaftslokale ihre Fenster nicht mehr erhellen, wie sonst um diese Zeit, so liegt die Stadt sehr bald wie ausgestorben da; kaum daß auf dem Jungfernstieg noch etwas Leben herrscht. Um 12 Uhr fährt der letzte „Lumpensammler“ heim. Dann ist Schweigen ringsum: der bronzene Kaiser Wilhelm auf dem Rathausmarkt ragt im hellen Mondenschein, und es ist, als ob er auf ferne Kanonendonner lausche. Sein nächster Nachbar Gotthold Ephraim Lessing blickt verträumt auf die hohen Häuser, die sich dort emporrecken, wo dereinst das deutsche Nationaltheater stand, und der bleiche marmorne Heine, der in dem Winkel am Barkhof von schöneren Zeiten auf dem Achilleion des sonnigen Korfu träumt, denkt an das Deutschland, das mit seinen Eichen ewigen Bestand hat.

Einst aber wird kommen der Tag, da steigt das in Kriegserstarrung schlummernde Vineta wieder aus den Fluten empor und, wenn dann zu den Siegesfahnen, die jetzt schon über seinen Häusern und Wassern wehen, sich der Friedensglocken Jubelsturm gesellt, dann liegt es in Jugendschöne wieder da, eine edle Perle in der in erneutem Glanz erstrahlenden Krone Germanias.

Europa braucht Ruhe.

Was kraucht denn dort im Busch herum?
Diesmal ist's nicht Napolium,
Diesmal ist's der Tatarenkhan,
Er wetzt den blut'gen Hunnenzahn.

O Nikolaus, Held Nikolaus,
Willst du wohl aus dem Busch heraus?
Sonst packen wir dich am Kastell
Und gerben dir das Juchtenfell!

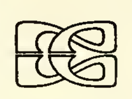
Ist deine Achterseit auch groß,
Frag' nur den Muscheh Schelmfranzos,
Der hält die Hosen heut sich noch
Und starrt auf das Vogesenloch.

Hallo, da kraucht schon wieder wer
Mit Sack und Pack und Schießgewehr,
Mit Ach und Krach und Platzpatron:
Das ist die Grande Nation!

Potz Blitz! Nun treckt der Englischmann
Die längsten Waterstiebel an
Und will an Land, ein wenig spat,
Grad wie ein tapprer Landsoldat.

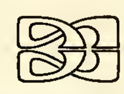
Vorwärts! Und deckt sie tüchtig zu!
Europa, das braucht endlich Ruh,
Und wenn Europa Ruhe braucht,
Wird nicht im Busch herumgekraucht.

Ewald Gerhard Seeliger.



Das Schlimmste.

Skizze von Leonore Nießen-Deiters.



Drei waren es. Drei Frauen.

„Alle meine Jungens habe ich nach Frankreich geschickt. Vier Jungens —“ sagte die alte Frau und sah still vor sich hin.

„Mein Mann ist mit nach Rußland!“ sagte die Jungverheiratete stolz und liebkoste kurz und heiß ihr rosiges Kindchen.

Aber die dritte, die Braut, schwieg. Und nur die junge Hand ballte sich hart zur Faust über einem Stück bedruckten Papiers, über einem Zeitungsblatt.

Und jede von den dreien sah in diesem Augenblick greifbar deutlich ein Bild, das Bild, das ihre Seele am brennendsten erfüllte.

Dies war das Bild, das die alte Frau sah:

Vier wilde, unbändige Jungens im schmalen, schmalen Haushalt einer Beamtenwitwe. Und ein kleines dummes Buch, an allen vier Ecken abgegriffen vom ewigen Gebrauch.

Lieber Gott — was vier Jungens vertilgen können! Lieber Gott — was vier Jungens an Schuhen und Hosen zusammen reißen! Und da ist das vertrackte kleine Buch. Von einer ordentlichen Hausfrauenhand steht auf der ersten Seite „Ausgabenbuch“ — eine Bemerkung, die das harmlos aussehende Büchlein zu einer wahren Hydra macht. Einen ewigen Kampf mit dem Drachen kämpft die Hausfrau, die Mutter mit diesem fatalen kleinen Buch: die Einnahmeposten immer gleich bescheiden — die Ausgabeposten immer unbescheidener! Was hilft's. Der Ausgabeposten muß und muß verringert werden. Und die Mutter streicht stillschweigend von vornherein den Posten: „Persönliches Vergnügen“.

Die Jungens wachsen heran, kommen in die Schule. Der Einnahmeposten steht still und rührt sich nicht. Aber der Ausgabeposten zeigt eine noch viel niederträchtigere Tendenz zur Ausbreitung. Es geht nicht anders; irgend etwas muß noch gefunden werden, was sich streichen läßt. Und heimlich und unbemerkt läßt die Mutter auch noch den Posten „Persönliche Erholung“ weg.

Die vier Jungens sollen etwas Tüchtiges lernen — sollen studieren.

Nun aber langt es wirklich nicht mehr. Es hilft nichts, daß die Mutter auch auf die nötigste Ausspannung verzichtet — den Ausgabeposten immer wieder beschneidet. Der Einnahmeposten muß und muß vergrößert werden.

Und nun beginnt sie mit schwacher, ungeschulter Kraft nebenher zu verdienen. Plackt sich und schindet sich mit fremden Leuten, mit Zimmervermieten, mit Pensionären; lieber Gott — eines Tages, wenn die vier Jungens fertig sind, wenn die vier Jungens ihre Plätze in der Welt haben, dann wird der Glanz davon der alten Mutter den Lebensabend erhellen!

Und nun sind sie alle fort, alle vier. Sind alle vier nach Frankreich. Kann sein, daß nicht einer heil zurückkommt. Kann sein, daß ihr nach einem Leben der Sorge und Mühe und Aufopferung nicht einer bleibt, um ihr dereinst die Augen zuzudrücken.

Arme Mutter! — Und doch wird dir eines bleiben. Der Schmerz wird dich milde machen. Wenn auch nicht einer deiner vier Jungens wiederkehrt — du, die Mutter, du wirst ihren Mördern nicht fluchen können. Am Grabe deiner Jungens wird die sanfte Blume der Milde und des Vergebens blühen, selbst für die, die sie töteten: vielleicht weint ja auch um sie ein Mutterherz! Vielleicht ist ja auch um ihretwillen ein Mutterleben geopfert worden — vielleicht liegen sie selbst in fremdem Boden, starben sie selbst für ein geliebtes Vaterland — vielleicht blieb auch ihrer Mutter nicht einer als Trost in mühseligem Alter, vielleicht stirbt auch ihre Mutter einst allein und unbeweint. Du wirst die Milde lernen, alte Frau, und die Milde des Verstehens wird dein einsames Alter erhellen.

Und dies war das Bild, das die Jungverheiratete sah:

Ein Gutshof, mitten im gesegneten Hügelland — in lautlosester Morgenfrühe. Ein junges Paar auf der Freitreppe, eng umschlungen. Und eben geht über dem fernen Waldrand strahlend die Sonne auf. —

Ein leuchtender Sommertag war dem vorangegangen. Die Felder wogten leise im Wind, als das junge Paar unter Glockengeläut zur Kirche gefahren war. Lustig prunkten die bunten Kränze an der blanken Dorfstraße, rot flammte der Mohn am Feldrand — rot flammten die Herzen der zwei Menschen, die in den langersehnten Tag freudiger Erfüllung hineinfuhren.

Dann Priesterwort und feierliche Zeremonie. Ringewechsel — Küsse — Glückwünsche. Und unter Böllerschüssen und Glockengeläut wieder zurück zum festlich geschmückten Elternhaus — zu lachendem Fest mit Reden und Gesang und Tanz und Gläserklingen.

Aber als am späten Abend Fest und Festesfreude auf dem Höhepunkt gewesen war, da waren zwei Augenpaare still ineinandergetaucht.

Dann hatte der alte Klaus am Gartenpförtchen gehalten. Ganz heimlich, hinter der Lindenlaube versteckt. Mit den besten Braunen. Der alte Klaus saß so steif auf dem Bock, als ob er für diese Nacht blind und taub und stumm wäre. Kaum, daß man sein vergnügtes rotes Gesicht im Licht der Wagenlaternen sah. Und dann waren sie zu zweit in die warme, lindenduftende Sommernacht hinausgefahren, während hinter ihnen langsam die Musik verklang und die Raketen in den sternklaren Himmel sprühten. — Zum erstenmal über eigenen Grund und Boden dem eigenen Heim zu!

Morgennebel hingen weich und zart über den Wiesen, Tautropfen glänzten an allen Hecken, und der Osten begann eben sich zu färben weit, weit, in der Ferne hinten krähte ein Hahn, als vor ihnen das Dach des Gutshauses auftauchte.

Da hatten sie den alten Klaus allein weiter fahren lassen. Und waren, eng verschlungen, den schmalen Wiesenweg entlang in diese feierlich stille, schöne Morgendämmerung geschritten, wortlos und andächtig.

Aber als sie die stille Schwelle ihres Hauses erreicht hatten, da war eben strahlend die Sonne aufgegangen. Und da hatte er sie die ganze Freitreppe heraufgetragen, jubelnd: „Mein Weib! Mein liebes, liebes Weib!“

Jener frühe Sommermorgen ist fern, junge Frau. Dein Kindchen streckt dir die winzigen Fäustchen entgegen. Und dein Mann steht in Feindesland. Wenn er dir nicht zurückkehrt, er, den du so von ganzem Herzen liebst, dem du willig dein ganzes Leben untergeordnet hast, dann wird die Bitterkeit die Milde in dir totschlagen. Nicht



Eine merkwürdige Huldigung englischer Flottenmannschaften an Frankreich aus dem Jahre 1905 erscheint heute in einem besonderen Lichte. Die Marinemannschaften bildeten damals bei der Ankunft französischer Kriegsschiffe in Portsmouth die Worte „Vive la France. Aus dieser Verbeugung, die Albion schon damals gegen Frankreich machte, geht hervor, daß das gemeinsame Vorgehen gegen Deutschland trotz aller Friedensheucheleien längst geplant war.

Milde — Herbigkeit und Entschlossenheit werden dir im Herzen wachsen. Festigkeit und Entschlossenheit wirst du deinen Knaben lehren. Wenn er groß wird, dann wird er den Pflug fassen, den der Vater stehen lassen mußte, und wird die Furche weiterziehen, die der Vater begonnen hatte. Du und dein Knabe, ihr werdet hart und entschlossen das schwere Werk anpacken: alles wieder so aufzubauen, wie es der Vater gebaut haben würde. Und ihr werdet nicht rechts und nicht links sehen, bis ihr erreicht haben werdet, was ihr erreichen müßt — beide hart gehämmerte, entschlossene Menschen.

Aber dies war das Bild, das die junge Braut sah:

Ein Ozeandampfer auf hoher See. So weit das Auge reicht, tief-, tiefblaues Wasser mit weißen Schaumkronen. Und blendendes, strahlendes Sonnenlicht über Schiff und See. Auf dem Deck das gemächlich-vergnügte Leben des Überseers: ein Teil der Fahrgäste liegt behaglich faul in den langen Deckstühlen, ein Teil spielt Schöffelbord, oder flirtet, oder schaut nach fliegenden Fischen oder Delphinen aus.

Aber auf dem obersten Deck steht einer, der möchte dem Schiff gern Flügel geben.

Vier Jahre draußen über See! Jahre der schärfsten Arbeit, der Entbehrung, der erzwungenen Einsamkeit! Vier lange Jahre, immer mit dem Ziel vor Augen: heimzukehren zum liebsten Menschen, der all die Zeit treulich gewartet und ausgehalten hat. Die lange Trennung hat nichts gelockert, nichts geändert. Nur die Sehnsucht, die ist gewachsen und immer größer geworden.

Und nun ist der Platz an der Sonne gesichert. Nun heißt es heimkehren — leben — glücklich sein! Laufe, alter Kasten, laufe! Morgen sehen wir die spanische Küste.

Da plötzlich kommt jemand von der Kommandobrücke. Eilig und wie verstört. Ein Funkspruch! — Und da schlägt der erste Blitz ein. In die sonnige Ozeanstille gellt mißtönend der schrille Alarm: Krieg! Krieg in Europa! Krieg zwischen Deutschland — Frankreich — England!

Krieg!! — Weggewischt ist in derselben Stunde all das helle lachende Glück. Krieg!! — Als ob der Ozean alle Hoffnungen eingeschluckt hätte. Krieg!! — Nichts mehr von Erfüllung. Das Vaterland braucht seine Männer.

Nun leb' wohl, mein Mädchen. Tapfer hast du bis hierher gewartet, tapfer wirst du weiter warten. Laufe, alter Kasten, laufe! Gottlob, daß du nicht deutsch bist, daß man wenigstens noch Hoffnung hat durchzukommen, dahin, wo man gebraucht wird. Heim — nicht mehr zu lachendem Glück, heim zur ernsten Pflicht. Laufe, alter Kasten, was die Kessel hergeben — wir müssen heim!

Und es wird Nacht über der See und wieder Morgen. Mit dem Morgen aber — was ist das?

Da schlägt der zweite Blitz ein.

Englische Kriegsschiffe! Englische Kriegsschiffe bringen das neutrale Schiff auf. Heldentat: waffenstarrende Kriegsfahrzeuge ein waffenloses, harmloses neutrales Schiff. Holen herunter, was an deutscher, an stammverwandter Jungmannschaft darauf ist — waffenlos, wehrlos, ahnungslos ausgefahren! Lassen das Schiff wieder laufen — und behalten die Jungmannschaft: kriegsgefangen.

Krieg? Mitten aus dem Frieden! Waffenlos! Wehrlos! — Und barbarisch wagt man eine Zeit zu nennen, da es doch noch für eine Schande galt, den Gegner dann zu überfallen, wenn er wehrlos war! Das ist das Schlimmste.

Balle die Faust, junge Braut. Du erfährst das Schlimmste. Dein Liebster wird nicht verwundet werden. Dein Liebster wird nicht fallen auf dem Feld der Ehre. Balle die Faust, wenn du auch heute schweigen mußt: dein Liebster ist wehrlos von Wegelagerern überfallen worden, und die Wegelagerer waren eines Bluts mit ihm. Dein Liebster ist gefangen, ohne auch nur die geringste Möglichkeit gehabt zu haben, eine Waffe in die Hand zu nehmen! Balle die Faust, junges Mädchen: was du lernst, das heißt nicht Milde. Das heißt nicht Festigkeit. Was du lernst, das heißt — Haß!

Aber den Haß, den du gelernt hast in diesen Tagen, den wirst du nicht vergessen! Balle die Faust, junge Braut — präge ihn tief, tief in dein Herz ein! Hundertfältige Frucht wird er tragen, dein Haß. Zur friedlichen Arbeit zog er aus, der, den du liebst. Deine Knaben werden nicht daheim bleiben: deine Knaben werden auch in die Welt hinausziehen. Aber deine Knaben werden deinen Haß mit sich nehmen in alle Welt und werden ihn ausstreuen, und kommen wird der Tag, da er hundertfältig — da er tausendfältig aufgeht allerorten!

Frankreich: du schickst ritterliche Söhne ins Feld, um alte Niederlage wettzumachen. In Frankreich und Deutschland mögen Mütter um ihre Söhne weinen.

Rußland: du überfällst unsre Friedensarbeit und willst uns den Pflug aus der Hand winden. Für die Männer, die du tötest, wachsen schon die Knaben, die der Väter Arbeit fortführen werden.

Aber du, Albion, hüte dich! — Haß säteſt du in die Herzen derer, denen die Zukunft gehört! — Haß wird mitwachsen im Schoße der jungen Mütter, die Söhne gebären werden!

Und einst wird kommen der Tag, da er zündet, der Haß! Einst wird kommen der Tag, da er in prasselnden Flammen himmelan steigt, da von allen Seiten die Lohe über dir zusammenschlägt.

Hüte dich, Albion! Haß hast du gesät! Haß sollst du ernten!

Englische Rechenfehler.

Kritische Betrachtungen über die englisch-deutsche Welthandelsrivalität. Von Artur Dix.

Statt 20 : 10 nur noch 16 : 13! In diesen Zahlen liegt das ganze Geheimnis verborgen, ist der tiefere Grund ausgedrückt, um dessentwillen England alle drei Erdteile der alten Welt mit frevler Hand in Brand gesteckt hat.

20 : 10 — so war das Verhältnis des britischen zum deutschen Welthandelsanteil, als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam. 16 : 13 — so war das Verhältnis nach fünfundzwanzigjähriger Regierungszeit des Deutschen Kaisers. Das ertrug der Brite nicht, obwohl während dieses Zeitraumes der englische Außenhandel absolut auch seinerseits eine ganz gewaltige Steigerung erfahren hatte, eine Steigerung, die nicht zuletzt ihre Ursache darin hatte, daß der beste Kunde Englands, der deutsche Markt, in seiner Aufnahmefähigkeit sich außerordentlich günstig entwickelt hatte. Der britische Politiker, der diesen für den englischen Handel so wichtigen Markt zu zerstören trachtet, gleicht dem Manne der Fabel, der die Henne schlachtet, die ihm goldene Eier legte.

20 : 10 — 16 : 13. Der Abstand hat sich im letztverflossenen Jahre noch etwas verringert, wenn auch die genauen Prozentzahlen noch nicht angegeben werden können, da aus vielen Ländern des Welthandels die für die Berechnung seines Gesamtumfanges notwendigen Angaben noch fehlen. Was aber als besonders bemerkenswert hervorgehoben werden muß: die britische Überlegenheit in bezug auf den prozentualen Anteil am gesamten Welthandel ist nur noch zu finden auf der Seite der Einfuhr, mit anderen Worten: sie ist nur noch eine scheinbare Überlegenheit, ziffernmäßig herbeigeführt durch die schwächste Seite Englands: durch die Abhängigkeit des Inselreiches von der Nahrungsmittelzufuhr aus fremden Erdteilen. In Deutschland hält nicht nur die deutsche Ausfuhr der deutschen Einfuhr die Wage, die Gesamthöhe der deutschen Ausfuhr ist auch fast unmittelbar an die Höhe der britischen Ausfuhr herangerückt. Als es so weit gekommen, da zückte Großbritannien, mit der Gebärde des ihm eigenen Mutes seine eigene Flotte versteckend, das Schwert — anderer in Europa und in Ostasien, um die deutsche Ausfuhr für die Kriegszeit zu unterbinden und für eine lange Zukunft zu dezimieren.

Die Einschnürung Deutschlands durch die französischen und russischen Heere, denen man auf Grund der getroffenen Vereinbarungen eine starke Offensive zumutete, und die Bedrohung des Seehandels — nicht etwa durch kühne britische Blockade deutscher Häfen, sondern lediglich durch britische Kaperei abseits der Nordsee und durch kleinliche Maßnahmen zu Land wie die Patentdiebstähle — sollten die Welthandelsbeziehungen Deutschlands zerstören. Dazu sollte die Einberufung von Millionen arbeitskräftiger Männer zu den Fahnen die deutschen Produktionsmöglichkeiten erschüttern: und die Zeit dieser großen Störungen sollte britischerseits genutzt werden, um namentlich auf den asiatischen und südamerikanischen Märkten den deutschen Wettbewerb ein für allemal auszuschalten und den englischen Handel an seine Stelle zu setzen. Das war höchst durchsichtigermaßen die britische Rechnung. Sie hat, so will uns bedünken, mehrere ganz große Löcher.

Zunächst betreibt England mit dieser seiner von einseitigem Handelsneid gegen Deutschland diktierten Politik nicht die eigene britische Sache, sondern der Wirkung nach in erster Linie die Sache des amerikanischen und japanischen Handels. England stärkt künstlich die Vormachtstellung seines weitaus gefährlichsten Konkurrenten in Ostasien. Dort war es unter anderm Englands Sehnen, loszukommen von dem alten deutsch-britischen Yangtse-Vertrag, der Deutschland im Yangtsebecken die wirtschaftliche Gleichberechtigung mit England sicherte. Tatsächlich ist dort bereits der britische Handel mehr und mehr in die japanischen Hände hinübergeglitten — Japan war ihm ein ungleich gefährlicherer Wettbewerber als Deutschland und wird es in Zukunft — dank der Rolle, die England selbst in seiner Kurzsichtigkeit ihm heute zuschiebt — in noch viel höherem Grade werden. Der europäisch-amerikanische Handel aber wird durch die britische Politik mit aller Gewalt den Vereinigten Staaten überwiesen, deren Konkurrenz für England doch wohl schwerlich bequemer sein kann als die deutsche. Die Amerikaner, die trotz aller heißen Bemühungen bisher nicht in den Besitz einer der Ausdehnung ihres Seehandels entsprechenden Handelsflotte kommen konnten, sehen über Nacht dank der britischen Politik das Sternenbanner als die herrschende Handelsflagge auf dem Atlantik.

Was aber das innerdeutsche Wirtschaftsleben anbetrifft, das der Krieg nach englischen Wünschen erdrosseln sollte, so war ja freilich unvermeidbarerweise die Mobilmachung mit großen Störungen der ganzen wirtschaftlichen Produktion verbunden; daß aber auch hier sehr beträchtliche englische Rechenfehler vorliegen, das ist höchst klar erwiesen durch die glatte Einbringung der deutschen Ernte, die Englands Hoffnungen ernstlich trübt, uns aushungern zu können, ohne daß bedeutende britische Seestreitkräfte riskiert zu werden brauchten. Des weiteren haben Rußland und Frankreich bezüglich der Offensive nicht zu halten vermocht, was der ganze Dreiverband sich bzw. jedes einzelne seiner Glieder dem anderen einredete. Das deutsche Wirtschaftsleben aber verfügt auch heute über eine Unmenge von Arbeitskräften und vermag sich bei allen unvermeidbaren Schwierigkeiten zu stützen auf eine Ordnung der Finanzen, die sich ungleich günstiger gestaltet hat als in allen anderen Ländern.

Wachsende Zuversicht in den Ausgang des Krieges wird auch wirtschaftliche Tatkraft und wirtschaftlichen Unternehmungsgeist nach Überwindung der ersten großen Hemmnisse neu beleben. Auf den Gebieten unserer besonderen technischen Leistungsfähigkeit wird die englische Industrie nicht in der Lage sein, aus vorübergehender Stockung des deutschen Außenhandels eine dauernde Ausmerzierung deutscher Beziehungen zum Weltmarkte zu machen. Wenn aber die Zeiten friedlicher Produktion und friedlichen Warenverkehrs wieder gekommen sein werden, dann wird England seine weltwirtschaftliche und weltpolitische Position nicht nur einseitig zu beurteilen haben nach dem Verhältnis des britischen und des deutschen Anteils, sondern auch nach Maßgabe der Anteile, die es außereuropäischen Ländern zu Ungunsten Gesamteuropas, auch zu seinen eigenen Ungunsten in den Schoß geworfen hat. Dann wird es nicht mehr starren auf das Verhältnis von 16 : 13 statt 20 : 10 — dann werden andere Sorgen es bedrücken. Wir aber werden nicht aufhören, zu arbeiten!

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Vom Nationalen Frauendienst in Berlin. Von Luise Marelle.

„Die eherne Hand der Not gebietet und ihr ernster Wink ist oberstes Gesetz."
Goethe („Iphigenie").

An demselben Tage, da die deutschen Männer den Mobilmachungsbefehl erhielten, riefen einige führende Frauen (Hedwig Heyl, Dr. Gertrud Bäumer, Josephine Levy-Rathenau, Dr. M. Lüders) die gesamte deutsche Frauenwelt auf, sich zusammenzuschließen zu einer Organisation „mit Zwecken, die als Ergänzung der Kriegswohlfahrtspflege des Roten Kreuzes gedacht sind", die den stolzen und zugleich demütigen Namen tragen sollte: „Nationaler Frauendienst".

Vom 4.—10. August wurden in 14 Meldestellen in Berlin Listen aufgenommen von freiwilligen Helferinnen und Arbeitsuchenden, die dann der schnell geschaffenen Wohlfahrtszentrale und dem Zentralarbeitsnachweis überwiesen wurden; Pfadfinder und Pfadfinderinnen vermittelten den Nachrichtendienst. Bis 2200 Frauen und Mädchen drängten zu einer Meldestelle. Bald mußte der Liebeseifer und Tatendrang der freiwilligen Helferinnen gezügelt werden aus sozialen Vernunftsgründen, um nicht darbenden, auf Arbeit angewiesenen Frauen die spärlichen Erwerbsmöglichkeiten zu nehmen. Die Massenkündigungen am 15. August in Fabriken, Bureaus, Verwaltungen, Privathäusern erfolgten und nahmen Tausenden von Frauen das tägliche Brot. Verzweiflung in den Kreisen der Heimarbeiterinnen, die zur sozialen Gefahr werden kann; wirtschaftliche Sorgen in den Mittelstandshaushaltungen, denen sich reiche Familien von gestern anschließen, die heute verarmt sind; Bedrängnis in den Kreisen der schon in Friedenszeiten wirtschaftlich Schwachen, derer, die sich auf schwache, eigene Füße stellten, um nicht wie in früherer Zeit von der Familie abhängig zu sein: Künstlerinnen, Kunstgewerblerinnen, Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Musikerinnen, Privatlehrerinnen, Vortrags- und Turnlehrerinnen, Kaufmannsangestellte, selbständige Schneiderinnen und Näherinnen; Hilflosigkeit endlich unter den Flüchtlingen, den aus Belgien, Frankreich, England Ausgewiesenen, den in Ostpreußen von Haus und Hof Vertriebenen — dies ist das Arbeitsfeld für den „Nationalen Frauendienst". Und sie gehen ans Werk in selbstlosem Pflichteifer, die „dienenden Frauen", und sie gehen in gleichem Schritt und Tritt, als tüchtige Kameraden neben den Männern her, durch diese heiligen, verantwortungsvollen Tage. Wohl geschehen noch Mißgriffe, muß noch viel Erziehungswerk an alten und jungen Frauen getan werden, müssen streng und unnachsichtlich solche ausgemerzt werden, die mit der Arbeit kokettieren und spielen, die trotz der weckenden Mahnrufe noch nicht erwacht sind zum vollen Ernst der Zeit, die noch nicht die Losung begriffen: „Los von sich selbst!" — Aber auf der anderen Seite tritt viel köstliches Frauentum zutage, organisatorische Kräfte werden ausgelöst, vaterländisches Gefühl, Ausdauer und festes Wollen erstarkt, und Unzählige wachsen an der großen Aufgabe und erweisen sich als „die rechten Frauen auf dem rechten Platze". Mit ihrer Kaiserin und den deutschen Fürstinnen tragen sie die Fahne des Nationalen Frauendienstes voran. In erster Reihe immer Hedwig Heyl, die mit organisatorischer Kraft und praktischem Sinn Begabte, in langjähriger Erfahrung und unbestrittenen Erfolgen Gereifte und Bewährte. In richtiger Erkenntnis der plötzlichen Notlage in den Kreisen der Gebildeten rief sie am Lützow-Platz 9 die erste „Notstandsküche" ins Leben, den „Mittagstisch des Kolonial-Frauenbundes im Nationalen Frauendienst". Die Arbeitsleiterin ist hier Frau Rose Szczesny-Heyl, die mit fester und starker Hand, mit klarem Kopfe und warmem Herzen in kurzer Zeit den Betrieb völlig mustergültig einrichtete, in kameradschaftlicher Zusammenarbeit mit Herrn Baumeister Krysteller, der die geradezu idealen Parterreräume seines Eckhauses, die eigentlich Kunstausstellungszwecken dienen sollten, zur Verfügung stellte und viel für die Einrichtung und Ausgestaltung des hohen, hellen, luftigen Raumes in unermüdlichem Eifer Sorge trug, jede Anregung berücksichtigend, jeden Wunsch nach Möglichkeit erfüllend. Große Firmen in Berlin, vor allem A. Wertheim, lieferten Möbel und Geschirr unentgeltlich, die Zentrale für Gasverwertung, Direktor Lempelius-Berlin, die auch in so hohem Maße bei der großen Frauen-Ausstellung 1912 beteiligt war, stellte sich in den Dienst dieses gemeinnützigen Werkes. Fünf kleine Gasherde mit Doppelbratröhren und Röstvorkehrungen, zwei große, blitzblanke runde Kessel wurden aufgestellt und an den Gasometer im Kellerraum angeschlossen. Täglich werden in diesen vernickelten Riesenbehältern 130 Liter Gemüse und 100 Liter Suppe gekocht, während 50—100 Pfund Fleisch in den Bratröhren in knusprigen, saftigen Braten verwandelt werden. Das Mittagsbrot, aus besten Zutaten, von leitenden Damen und tüchtigen Köchinnen auf das sorgfamste zubereitet, kostet 30 Pfg. und besteht aus Braten, Gemüse und Kartoffeln oder Suppe, Fleisch, Kartoffeln und Kompott. Halbe Portionen zu 15 Pfg. werden verabfolgt, für 2 Pfg. ein Glas sehr schmackhafter Zitronen- oder Fruchtlimonade. Der Kolonial-Frauenbund arbeitet mit der „Cäcilien-Hilfe" zusammen, und nur empfohlene, momentan hilfsbedürftige Personen, Männer und Frauen (eventuell auch Kinder mit ihren Eltern) finden Platz an den sauber gedeckten Tischen, die ein freundlicher Gärtner zweimal wöchentlich mit Blumen versieht. Freiwillige Helferinnen stellen



Die erste Notstandsküche in Berlin, wurde von der Vereinigung „Nationaler Frauendienst" in der Lützow-Straße eingerichtet.

den Gästen die Speisen zu, die hinter dem Anrichtetisch Damen den zutragenden Küchenfrauen abnehmen, um sie gegen Marken weiterzugeben. Glatt und diszipliniert vollzieht sich der Dienst. Jede hat ihr Amt: Braten schneiden, Suppe und Gemüse ausfüllen, den Abwaschtisch ordnen, Limonade bereiten und ausschenken, Brot schneiden usw. Neben den freiwilligen Helferinnen, die sich abwechseln, ist eine gewandte Köchin, sind eine Anzahl von Abwaschfrauen gegen Bezahlung und Kost angestellt, einige Helferinnen werden unentgeltlich verköstigt. Von etwa 90 Personen stieg die Zahl der Gäste in den ersten drei Tagen bereits auf 300, und vom 26. August kamen noch täglich 200 Mitglieder der Bühnengenossenschaft als regelmäßige Tischgäste hinzu. Wenn der Mittagstisch vorüber ist, ziehen Leiterin und Helferinnen der „Obstküche für Lazarette oder Genesungsheime“ ein, die auch Limonade und Kompotte, Fruchtsaucen zu Speisen für den Mittagstisch bereiten. Auf vorbildliche Ordnung und Sauberkeit wird gehalten. In dem Vorratskeller, den Kisten und Büchsen füllen, walten Hausfrauen, die jedes Gramm, das oben verbraucht wird, abwiegen und buchen; denn auch nach der kaufmännischen Seite hin ist der Betrieb fest geregelt und Ausgaben und Einnahmen sollen nach Möglichkeit balanciert werden. In dem Obstkeller reihen sich bereits Flaschen mit Fruchtsäften und Gläser mit eingekochten Früchten in stattlicher Anzahl auf Gestellen aneinander. Alles wurde aus freiwilligen Spenden bereitet, die der Leiterin der Obstküche zuflossen, für die sie an dieser Stelle herzlich dankt.

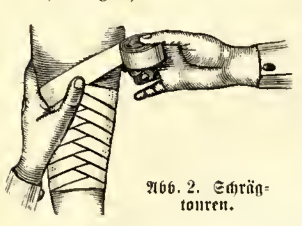


Abb. 2. Schrägtouren.

Bald werden noch andere Notstandsküchen dieser Art eröffnet. Fräulein Tscheuschner, die Besitzerin der bekannten Pension, richtete neben einer kleineren Armenküche bereits einen Mittagstisch für Flüchtlinge und für befreundete Ausländerinnen ein, die durch Verlust ihrer Sprachstunden in große Bedrängnis gerieten. Viele Familien und einzelne Damen gewähren Kindern Freitisch, lassen Schneiderinnen Armensachen anfertigen, suchen in ihren Wäsche- und Kleiderschränken nach Flickarbeit für die darbenden Heimarbeiterinnen, kaufen Wolle, die arme Frauen zu Soldatenstrümpfen und Pulswärmern verstricken.

Im Deutschen Lyzeum-Klub Berlin wurde eine Nähstube eingerichtet, in der getragene Kleider und Stoffe, die gütige Spenderinnen einsenden, zur Verteilung an Flüchtlinge, die mittellos und oft nur dürftig bekleidet eintreffen, verändert und erneuert werden. Eine ganz großzügige Organisation dieser Art ist im Gange. Eine große Anzahl von Nähstuben soll in allen Teilen der Stadt eröffnet werden, in denen beschäftigungslose Schneiderinnen und Näherinnen bezahlte Arbeit leisten unter der Leitung sachkundiger Frauen. Drei Sammelstellen für getragene Kleider, geschenkte Wäsche und Stoffe, die in den verschiedenen Nähstuben für Notleidende hergerichtet und brauchbar gemacht werden, sind eingerichtet, eine im Hause des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen. Die fertigen Sachen kommen in ein Depot an anderer Stelle. Frau v. Stephani-Hahn, die bekannte Künstlerin und Kunstgewerblerin, setzt sich für dieses im höchsten Grade soziale und zielbewußte Werk ein. Erwähnt sei noch die Firma Fischbein & Mendel, Konfektion im großen für Knaben und Mädchen in der Lindenstraße, die nicht wie so viele andere Geschäfte ihre Angestellten plötzlich entläßt, sondern sie, wie ich höre, gegen Durchschnittslohn behält, und die in den Räumen, wo die Arbeit und der Geschäftsverkehr ruhen, Kinder tagsüber aufnimmt, deren Mütter auf Arbeit gehen, und sie vom Personal beaufsichtigen, speisen und beschäftigen läßt. Eine Einrichtung, die vielleicht mehr Segen stiftet als große Geldspenden.



Abb. 3. Ausführung des Umschlags, erster Handgriff.

Über Verbandlehre. I.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns, Generalarzt à la suite des Königlich Sächsischen Sanitätskorps.

Die Verbandlehre, für die angesichts des Krieges ein besonderes Interesse bei unseren Leserinnen vorausgesetzt werden darf, kann hier nur in kurzen Umrissen beschrieben werden, bezüglich der Details verweise ich auf mein „Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie“ (elfte Auflage 1913). Bezüglich der Wundverbände aus trockenem oder feuchtem sterilisiertem Mull usw. verweise ich auf den Artikel „Erste Hilfe bei Verwundungen“. Hier soll nur die eigentliche Verbandtechnik in Kürze beschrieben werden.

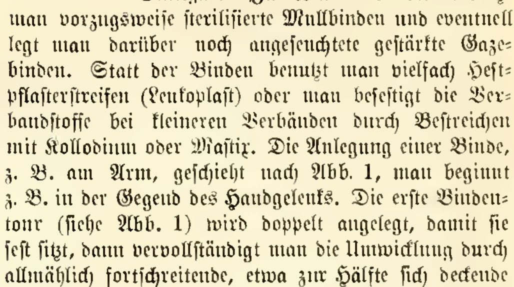


Abb. 1. Anlegen der Binde, erste Bindetour.

Die gebräuchlichsten Binden bestehen aus Leinwand, Flanell, Trikot, Mull, Gummi, Krepp, Gaze usw. Sehr empfehlenswert sind auch die waschbaren Binden („Idealbinde“ und „Diakon-Mull Cambricbinde“) der Firma Teufel in Stuttgart. Zu Wundverbänden benutzt man vorzugsweise sterilisierte Mullbinden und eventuell legt man darüber noch angefeuchtete gestärkte Gazebinden. Statt der Binden benutzt man vielfach Heftpflasterstreifen (Leukoplast) oder man befestigt die Verbandstoffe bei kleineren Verbänden durch Bestreichen mit Kollodium oder Mastix. Die Anlegung einer Binde, z. B. am Arm, geschieht nach Abb. 1, man beginnt z. B. in der Gegend des Handgelenks. Die erste Bindentour (siehe Abb. 1) wird doppelt angelegt, damit sie fest sitzt, dann vervollständigt man die Umwicklung durch allmählich fortschreitende, etwa zur Hälfte sich deckende Kreis- oder Schrägtouren. Damit diese Bindentouren sich gut decken und der untere Bindenrand nicht absteht, muß man besonders am Vorderarm und Unterschenkel dort, wo dieselben an Umfang zunehmen, den oberen Rand der Binde nach Abb. 2—4 umschlagen (sogenannter „Umschlag“). Will man schnell Verbandstoffe zum Beispiel am Arm oder Bein befestigen, so macht man zunächst weit voneinander abstehende sogenannte Schlangentouren (Abb. 5) und geht dann zu den halb sich deckenden Bindentouren über.

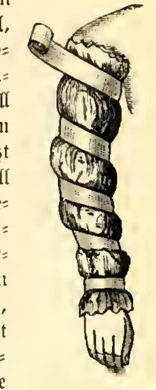


Abb. 5. Schlangenbinde.

Abb. 4. Ausführung des Umschlags, zweiter Handgriff.

Die Befestigung des Endes der Binde geschieht durch Sicherheitsnadeln, durch übergelegte Heftpflasterstreifen, oder indem man das Bindenende mit einer Schere oder durch Einreißen der Länge nach halbiert und dann die beiden Enden der Binde um den betreffenden Körperteil herumlegt und zusammenknotet. Das Abnehmen der Binden geschieht durch entsprechendes Abwickeln derselben oder durch Aufschneiden des Verbandes mittels besonderer Verbandscheren. Das Aufwickeln einer Binde (Rollbinde) mit der Hand ist in Abb. 6 abgebildet, es geschieht in Krankenhäusern gewöhnlich durch drehbare Wickelmaschinen. Die wichtigsten Verbände am Kopfe sind in Abb. 7 bis 10 abgebildet. Die Einwicklung des behaarten Kopfes geschieht in der Weise, daß man die Binde teils in Kreis- und Sagittaltouren (Abb. 7) oder auch in frontaler Richtung (Abb. 8) anlegt. Statt der Bindenverbände kann man auch Tuchverbände oder eine weibliche Nachtmütze benutzen. Den Verband in Abb. 9 beginnt man auf dem Scheitel, geht vor dem linken Ohr nach abwärts unter das Kinn, dann vor dem anderen Ohr wieder zum Scheitel, macht diese Touren nach Bedarf mehrmals und umwickelt vom Nacken aus das Kinn und die Stirn durch Kreistouren, indem man am besten zwischen der Anlegung dieser Kreis- und Längstouren abwechselt. Nach Bedarf wickelt man eventuell auch den Hals und Brustkorb mit ein (siehe Abb. 11). Abb. 10 ist ohne weiteres verständlich, eventuell wickelt man in derselben Weise auch das



Abb. 6. Aufwickeln einer Binde.

Abb. 7. Kopfverband, Kreistouren.

andere Auge ein (Binoculus). Statt der Binden benutzt man eventuell Heftpflasterstreifen. Die Verbände um den Kopf und die Brust und um den Hals, die Brust und den linken Arm sind in Abb. 11 und 12 abgebildet.



Abb. 8. Kopfverband in frontaler Richtung.

Die Anlegung der Binden um die Finger und die Hand geschieht nach Abb. 13—17. Die Verbände in Abb. 13—16 beginnen am Handgelenk, der Verband in Abb. 17 beginnt umgekehrt an den Fingerspitzen. Muß man z. B. bei Wundverbänden die Fingerspitzen mit einwickeln, dann führt man die Binde eventuell mehrmals über die Fingerspitzen und befestigt diese Bindentouren durch Kreistouren. Die Anlegung der Binden um die Schulter geschieht nach Abb. 18 und 19. Der Verband in Abb. 18 beginnt am Oberarm (Bindentour 1) und endigt mit einer Kreistour um den Brustkorb, der Verband in Abb. 19 beginnt an der Brust und endigt schließlich am Oberarm. Dasselbe Verbandprinzip befolgt man bei der Anlegung der Verbände um die Hüfte bzw. um das Hüftgelenk (siehe die Abb. 20 und 21). Der Verband in Abb. 20 beginnt am Unterleib und endigt am Oberschenkel, der Verband in Abb. 21 verläuft umgekehrt vom Oberschenkel nach aufwärts zum Unterleib. Bei der Anlegung von Verbänden um die Beckengegend und den Unterleib lagert man den Kranken auf eine sogenannte Beckenstütze, zum Beispiel nach Borchardt oder auf eine Fußbank, auf einen Holzklotz oder ein festes Kissen. (Fortsetzung folgt.)



Abb. 11. Verband von Kopf und Brust.

Eine Hausfrauenpflicht in ernster Zeit.

Von Johanna Donner.

Auch die Hausfrauen müssen mobil gemacht werden. Es gilt den Feind im Lande zu bekämpfen, der drohenden Lebensmittelteuerung vorzubeugen, die Gefahren zu verhindern, die durch die einseitige Ernährung beim Mangel wichtiger Nahrungsmittel entstehen, die abwechslungsreiche Verpflegung unserer Truppen im Felde und der Kranken in den Lazaretten zu unterstützen. Das sind überaus wichtige Aufgaben, die jede Hausfrau bereitwillig erfüllen wird. Sorge deshalb jede Hausfrau für Vorräte, damit der reiche Segen des Herbstes restlos ausgenutzt wird. Keine Frucht, kein Stückchen Gemüse darf unbenutzt bleiben. Die Verarbeitung zu Dauerprodukten ist so vielfach möglich, daß auch der einfachste Haushalt ohne besondere Einrichtungen sich einen gewissen Vorrat sichern kann. Um das Verderben der Nahrungsmittel zu verhindern, müssen die ihnen bereits anhaftenden Gärungskeime und Bakterien vernichtet und deren neue Ansiedelung muß dauernd verhindert werden. Dieses erreichen wir durch das ausgiebige Kochen oder Sterilisieren des Obstes, der Gemüse und des Fleisches in luftdicht schließenden Gefäßen und durch die dauernde Aufbewahrung in denselben. Die Erfüllung dieser Bedingung ist das ganze Geheimnis der Konservierung. Dazu ist nichts weiter notwendig als ein luftdicht schließendes Einmachegefäß. Ob dieses aus Glas, Steingut oder Blech, ist belanglos. Die Hauptsache bleibt der selbsttätige luftdichte Verschluß. Derartige Einmachegefäße gibt es bereits in allen Küchen- und Hauswirtschaftsmagazinen. Es ist nicht meine Aufgabe, ein bestimmtes Fabrikat als das beste zu empfehlen, denn der ernstliche Wettbewerb der Fabriken sorgt dafür, daß jede Marke die beste Qualitätsbezeichnung für sich beanspruchen kann. Der Verschluß des Einmachegefäßes besteht aus dem Deckel, einem Gummiring und einer Klammer oder einem Bügel. Er soll den Deckel während des Kochens festhalten. Der selbsttätige luftdichte Verschluß wird auf folgende Weise erzielt. Beim Kochen der Gefäße entweicht die noch darin enthaltene Luft infolge der Erhitzung. Die Klammer hält den Deckel fest und preßt ihn mäßig stark auf den zwischen Gefäß- und Deckelwand eingelagerten weichen Gummiring. Durch die Abkühlung des Gefäßes nach dem Sterilisieren wird der Druck der äußeren Luft auf den Deckel des nunmehr fast luftleeren Gefäßes so stark, daß der Deckel nur mehr mit Gewalt beseitigt werden kann. Die Klammer ist jetzt überflüssig; sie kann unbesorgt abgenommen werden. Das Gefäß wird unverändert jahrelang luftdicht schließen, solange Gummiring und Deckel unbeschädigt sind.

Abb. 9. Kopfverband, Kreis- und Längstouren.

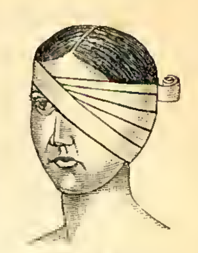


Abb. 10. Kopfverband über dem Auge.



Abb. 12. Verband von Brust und Arm.

Das Einmachen in diese Gefäße ist demnach kein Kunststück. Es kann von jeder Hausfrau ausgeführt werden. Dabei sind nur noch die Bedingungen betreffs der Kochdauer zu erfüllen. Das Kochen geschieht meistens im Wasserbad. Wer keinen Einkochapparat hat, der auch von den Fabrikanten der Einmachegefäße hergestellt wird, verwendet einen großen Kochtopf mit Bodeneinsatz, auf den die Gefäße gestellt werden. Der Einsatz kann auch aus schmalen Latten angefertigt werden. Bei einer großen Anzahl Einmachegefäße, die in kurzer Zeit sterilisiert werden sollen, muß der Waschkessel zum Wasserbade eingerichtet werden. Auch hier leistet ein Lattenboden gute Dienste. So werden die Aus-

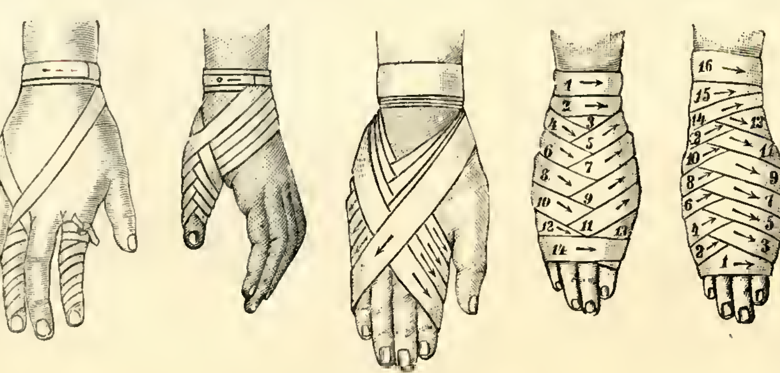




Abb. 13—17. Verschiedene Handverbände.

gaben lediglich auf die Einmachegefäße beschränkt. Manche kleine Gemüse und Früchte z. B. Kernbohnen, grüne Bohnen, Erbsen, Beerenfrüchte (Fliederbeeren, Vogelbeeren u. dgl.) lassen sich auch in Flaschen und Selterskrügen einkochen, die dann durch Korke zu verschließen sind. Bierflaschen mit Patentverschluß (Porzellanstöpsel, Gummiring, Drahtbügel) sind ebenfalls geeignet. Sie sind besonders zur Saftaufbewahrung zu empfehlen. Nun noch die praktischen Winke beim Einmachen. Obst muß vor dem Einlegen in die Gefäße genußfertig zerkleinert werden, ebenso Gemüse und Pilze. Um die gute Füllung zu erreichen, kochen wir die Früchte in einer schwachen Zuckerlösung (1 Liter Wasser, 300 g Zucker) 15 Minuten lang vor. Gemüse werden gedämpft oder in leicht gesalzenem Wasser vorgekocht. Fleisch und Fleischspeisen müssen vollständig gar gekocht oder gebraten werden. Die Knochen sind dann herauszuschneiden. Sie füllen sonst unnützerweise die Gefäße. Daß peinliche Reinlichkeit bei allen Hantierungen notwendig ist, bedarf mit dem Hinweis auf die Bakterien und Gärungserreger keiner weiteren Begründung. Nach dem Vorkochen folgt das Einfüllen in die vorher gebrühten Gefäße. Dabei ist auf möglichst gleichmäßiges Einschichten zu achten, um Zwischenräume zu vermeiden. Die Gefäße müssen vom Rande wenigstens 2 cm leer bleiben, um genügend Raum für die Ausdehnung des Inhalts beim Kochen zu haben. Obst übergießt man mit einer Zuckerlösung. Sie besteht für saure Früchte aus 1 Liter Wasser und $^3/_4$—1 kg Zucker, für süße Früchte aus 1 Liter Wasser und $^1/_2$—$^3/_4$ kg Zucker. Diese Zuckerlösung kann im Vorrat hergestellt und in Flaschen abgefüllt werden. Der Zucker ist aber nicht unbedingt nötig. Man kann ebenso gut Wasser oder braucht bei sehr saftigen Früchten nichts weiter zuzusetzen. Gemüse füllen wir mit Salzwasser (1 Lit. Wasser, ein großer Eßlöffel voll Salz), noch besser mit dem beim Dämpfen abgetropften Brühwasser auf. Fleisch wird mit der geseihten Bratenbrühe oder mit Fett übergossen. Alle anderen Zutaten wie Sahne, Milch, braune Mehlschwitze u. dgl. müssen wegbleiben. Außerdem ist der Zusatz von irgendwelchen Chemikalien, z. B. Salizyl-, Borsäure usw., aus gesundheitlichen Gründen zu unterlassen. Die gefüllten Gefäße werden mit Gummiring, Deckel und Klammer verschlossen und sofort ins Wasserbad gebracht. Wir erhitzen das Wasser langsam. Es muß bis zum Verschluß der Gefäße reichen. Mit dem Kochen des Wassers beginnt die eigentliche Dauer des Sterilisierens. Sie hängt von der Größe, dem Material der Gefäße und vom Inhalt derselben ab. Weichfleischige Früchte brauchen in Ein-Litergläsern 30 Minuten, hartfleischige 40—50 Minuten, in Steingutgefäßen 15—20 Minuten länger. Gemüse und Pilze benötigen unter gleichen Verhältnissen 60—90 Minuten, ebenso alle Fleischspeisen. Das Wasser soll gleichmäßig leicht wallen. Starkes Aufkochen ist nicht notwendig. Man koche lieber 10 Minuten länger. Ein Thermometer ist zum Messen der Wärme ebenfalls nicht erforderlich, denn das Wasser kocht bei 100 Grad C und wird nicht heißer. Nach Beendigung der Kochdauer werden die Gefäße, sobald das Wasser etwas erkaltet ist, aus dem Wasserbad genommen und abgekühlt. Gläser sind gegen rasche Abkühlung zu schützen. Nach dem vollständigen Erkalten sind die Klammern abzunehmen. Der Verschluß muß jetzt vollständig festsitzen. Gefäße mit Früchten sind bereits zur Aufbewahrung geeignet. Gemüse, Pilze und Fleisch müssen aber nach zwei bis sechs Tagen nochmals 30 Minuten lang sterilisiert werden, wobei die Klammer wieder aufzusetzen ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich nachträglich Dauersporen der Bakterien entwickelt haben, die durch das zweite Kochen vernichtet werden müssen. Wird dieses in gleicher Weise wie zuerst ausgeführt, dann sind diese Konserven dauernd haltbar. Zur Aufbewahrung eignet sich jeder kühle Raum. Zeitweilig prüfe man die Verschlüsse auf ihre Haltbarkeit. Angegorene Früchte lassen sich durch Aufkochen und Zuckner noch verwenden. Gemüse und Pilze, die gären, sind bereits verdorben und vergiftet. Durch die Sterilisation in luftdicht schließenden Gefäßen lassen sich die meisten Nahrungsmittel, besonders Obst und Gemüse, haltbar machen.

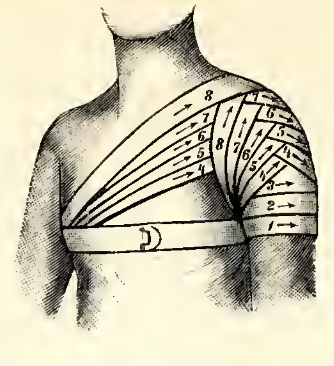
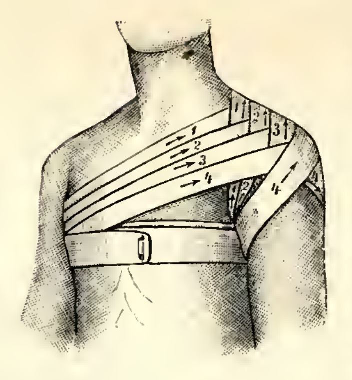



Abb. 18 und 19. Schulterverbände.

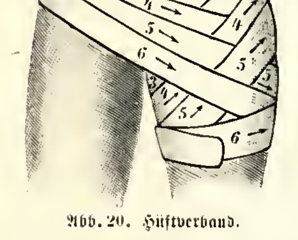


Abb. 20. Hüftverband.

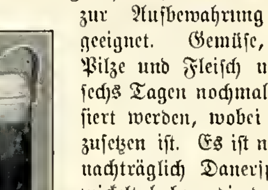
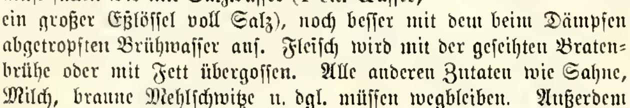


Abb. 21. Oberschenkelverband.



Ein gut- und ein schlechtgefülltes Konservenglas.






Wie man ein Konservenglas einfüllt: a) Vorkochen der Früchte, b) Einlegen in das Glas, c) Zugießen der Flüssigkeit, d) Abwischen des Glases.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen“: Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Für Küche und Haus

Leichte Speisen für Genesende. Kalbsmilch. Eine Kalbsmilch wird gewaschen, von allen Häuten und geronnenem Blut befreit und in frischer Butter leicht angebraten, dann löscht man mit soviel Wasser ab, daß die Kalbsmilch davon bedeckt ist, und läßt sie darin halb gar kochen. Nun wird die Brühe mit einem Zusatz von in Milch zerquirltem Mehl gebunden und die Kalbsmilch vollends gar gekocht. Will man Kalbsmilch backen, wird sie nach dem Vorrichten kalt gestellt und etwas beschwert, damit sich danach gute Scheiben daraus schneiden lassen. Diese taucht man in zerschlagenes Ei, paniert sie mit feingestoßenem Zwieback und bratet sie in Butter goldgelb. Bei schwacher Verdauung gibt man die Kalbsmilch besser unpaniert, nur in Butter gebraten oder feingeschnitten in der Suppe.

Kalbshirn. Dieses kann wie die Kalbsmilch gebacken werden, oder man bereitet ein Haschee daraus, das man mit wenig Zitronensaft abschmeckt und auf geröstete Weißbrotscheiben streicht.

Geschabtes Fleisch. Kalbfleisch, dem man etwas zartes Rindfleisch beifügen kann, wird zweimal durch die Fleischmaschine getrieben, oder mit einem Blechlöffel aus Haut und Sehnen geschabt. Man formt aus dem Fleischbrei ein längliches Kotelett, streicht es mit einem in kaltes Wasser getauchten Messer glatt und bratet es recht schnell in steigender Butter auf beiden Seiten goldgelb. Oder man untermengt dem Fleischbrei einen Eßlöffel voll süße Sahne und so viel geriebenen Zwieback, daß die Masse zusammenhält.

Kartoffelpüree. Das Kartoffelpüree ist für Kinder am nahrhaftesten und bekömmlichsten, wenn man dazu Kartoffeln in der Schale abkocht, sie rasch schält und durch ein Sieb streicht. Der Brei wird nun mit kochender Milch, etwas Salz und frischer Butter verrührt und sofort aufgetragen. Ein Stehen verträgt dieses Kartoffelpüree nicht, es wird sonst steif. Natürlich müssen die dazu verwendeten Kartoffeln von mehliger Beschaffenheit sein und peinlich sauber mittels einer Bürste vor dem Kochen gereinigt werden.

Eierkäse als Süßspeise. Fünf ganze Eier, drei Eigelb, ein halber Liter Milch und 30 g Zucker werden schaumig verquirlt und in mit Butter ausgestrichene Obertassen gefüllt, und zwar darf die Tasse nur zur Hälfte gefüllt werden, da diese Masse stark quillt. Man stellt darauf die Tassen in ein flaches Gefäß mit kochendem Wasser, zieht es an eine mäßig heiße Herdstelle, so daß das Wasser nur im Kochen bleibt, ohne aufzuwallen, und läßt sie 20—30 Minuten lang darin stehen. Noch besser ist es, sie mit dem Wassergefäß in den warmen Bratofen zu stellen, damit auch die Oberfläche sich gleichmäßig verdickt. Wenn die Masse nicht mehr flüssig erscheint, stürzt man die Tassen auf eine erhitzte Schüssel und übergießt die kleinen Formen mit einer Fruchtsauce. Sehr leicht verdaulich.



Um große Strapazen mutigen Herzens zu ertragen, immer leistungsfähig und voll mobil, auch jeder Situation gewachsen zu sein, nimmt man als mächtige Anregungs-, Kraft- u. Energiespender die echten KOLA-DALLMANN

Beim Militär seit 25 Jahren zehntausendfach bewährt.

Man verlange ausdrücklich Kola-Dallmann oder Dallkolat M. 1.—, Kr. 1.30.

Fertige Feldpostbriefe mit 4 Schachteln versenden wir an jede aufgegebene Adresse franko für M. 4.20.
Dallmann & Co., Schierstein a./Rh.

Verlag von Phil. Reclam jun. in Leipzig.

G. Kennan

Russische Gefängnisse

Schilderungen. Univ.-Bibl. Nr. 2924. In Leinenband 60 Pf.

Sibirien

Schilderungen. 3 Tl. Universal-Bibliothek Nr. 2741/42. 2775/76. 2883. Zus. in einem Leinenband M. 1.50.

Kennans Schilderungen erregten beim ersten Erscheinen ungeheures Aufsehen in der ganzen Kulturwelt. Für das Verständnis russischer Zustände sind sie sehr wertvoll.

Geheftet jede Nr. für 20 Pf. in jeder Buchhdlg. zu haben

Kriegs-Erfrischungen

für unsere Söhne und Brüder im Feldzuge

fertig zum Versand mit der Feldpost

Stollwerck-Schokolade und Pfeffermünz-Pastillen

Kriegs-Gold		
Versand in frankiertem Feldpostbrief von etwa 225 g 1 Mark einschließlich 20 Pfg. Porto		
a) Schokolade	b) Pfeffermünz	c) gemischt
Versand in portofreiem Feldpostbrief von etwa 50 g 20 Pfg.		
d) Schokolade	e) Pfeffermünz	f) gemischt

Kriegs-Silber		
Versand in frankiertem Feldpostbrief von etwa 225 g 70 Pfg. einschließlich 20 Pfg. Porto		
g) Schokolade	h) Pfeffermünz	i) gemischt
Versand in portofreiem Feldpostbrief von etwa 50 g		
15 Pfg.	10 Pfg.	
k) Schokolade l) Pfeffermünz m) gemischt	n) Schokoladen-Pulver (zum Kochen) o) Erfrischungs-Karamellen	

Wir übernehmen den regelmäßigen Versand durch die Feldpost. Bei Bestellungen, denen der Betrag beizufügen ist, muß angegeben werden: Art der Packung (a-o), ob ein oder zweimal wöchentlich Sendung, ferner die genaue Adresse des Empfängers, sowie Dienstgrad, Korps, Division, Regiment, Bataillon und Kompagnie oder Eskadron oder Batterie.

Gebrüder Stollwerck A.-G., K.-Abteilung

KÖLN BERLIN BREMEN MÜNCHEN WIEN

Jede Verkaufsstelle unserer Fabrikate hat Vorrat oder nimmt Bestellungen an.

Dr. Ernst Sandow's

Kohlensäure-Bäder

besitzen alle Vorteile anderer Systeme ohne deren Nachteile und sind die **billigsten.**

Langsame, starke Gasentwicklung. Keine flüssigen Säuren.
Kein unangenehmer Geruch. Keine Apparate oder dergl.

1 Bad im Einzelkarton	M. 1.10	unfrankiert ab Hamburg,
10 Bäder in „loser" Packung	„ 10.65	
1 Schutzeinlage für die Badewanne	„ 3.—	
Sauerstoff-Bäder	„ 2.—	franko.

Augenbäder nach Dr. Hesse

zur Heilung und Verhütung äußerer katarrhalischer und entzündlicher Augenerkrankungen und zur Pflege der Augen . . . . . M. 1.50 franko.

Dr. Ernst Sandow, Chemische Fabrik, Hamburg.

Zeitgemäße Bücher

Fichtes Reden an die deutsche Nation
Univ.-Bibl. Nr. 392/93. Geh. 40 Pf., geb. 80 Pf.

Die Genfer Konvention
Historische Studie von V. von Molnar. Univ.-Bibl. Nr. 2303. Geheftet 20 Pfennig.

Karl Lamprecht Porträtgalerie aus der Deutschen Geschichte
9 ausgew. Abschnitte. Mit Bild Lamprechts u. Einleit. v. H. F. Helmolt. Univ.-Bibl. Nr. 5181/82. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf., in Leder oder Halbpergament M. 1.50.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: i. V. Paul Lehmann in Leipzig.